

Dezember 12/2015

---

## Aus dem Inhalt

---

Michael Theobald  
„Weil du mich gesehen hast, glaubst Du? Selig, die nicht  
gesehen haben und doch glauben!“ (Joh 20,29) 353

---

Christoph Stender  
Gott, der von sich reden macht 355

---

Dank und Willkommen 360

---

Stephanie Wollmann  
Barmherzigkeit im Verständnis Madeleine Delbrêls 361

---

Ulrike Peters  
„Vom Pfarrbüro zum Pastoralbüro“ 367

---

Axel Hammes/Guido Schlimbach  
Von Gottes Zelten unter uns 368

---

Franziskus Knoll  
Was ist uns der Mensch wert? 375

---

Literaturdienst: 382  
Aloys Butzkamm: Ich sehe Dich in tausend Bildern, Maria  
Walter Wink: Eine Theologie der Gewaltfreiheit

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol. Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergerstraße 6, 52066 Aachen | Stephanie Wollmann, Hauptstraße 10, 66663 Merzig-Harlingen | Ulrike Peters, Spessartstraße 29, 42579 Heiligenhaus | Pfr. Dr. Axel Hammes, Tempelstraße 2a, 50679 Köln-Deutz | Dr. Guido Schlimbach, Lütticher Straße 6, 50674 Köln | P. Dr. Franziskus Knoll OP, Lindenstraße 45, 50674 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmermann, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Michael Theobald

## **„Weil du mich gesehen hast, glaubst Du? Selig, die nicht gesehen haben und doch glauben!“ (Joh 20,29)**

---

Mit Nathanael (Joh 1) und Thomas (Joh 20) flankieren zwei berühmte Zweifler das Johannesevangelium. Der eine empfängt die Leser am Portal des Buches und nimmt sie mit in seine Welt, der andere geleitet sie an seinem Ende wieder heraus. Beide stehen sie an der Grenze zwischen der realen Welt der Leser und der im Buch erzählten Vita Jesu.

Aus der Gruppe derer, die dank des Zeugnisses des Johannes: „Seht, das Lamm Gottes!“ (Joh 1,29.36) zu Jesus finden – Andreas, ein namenloser Jünger, Simon Petrus und Philippus –, nimmt Nathanael an ihrem Ende eine hervorragende Position ein. Er ist der einzige, der sich nicht mit wehenden Fahnen auf Jesu Seite begibt, sondern Zweifel hegt, als Philippus vollmundig bekennt: „Wir haben den gefunden, von dem Mose im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesus, den Sohn Josephs, aus Nazareth“ (1,45). „Aus Nazareth? Kann von dort etwas Gutes kommen?“ antwortet er (1,46). Aus diesem obskuren Dorf, des Messias nun wahrlich nicht würdig?!

Erst als er Jesus begegnet und dieser sich durch seine Menschenkenntnis ihm als glaubwürdig erweist, macht er eine Kehrtwendung und bekennt sich zu ihm. Doch damit nicht genug. Jesus erklärt ihm: „Weil ich dir gesagt habe, dass ich dich unter

dem Feigenbaum sah, glaubst du? *Größeres als das wirst du sehen!*“ Und zu den Lesern des Buchs gewandt, fährt er fort: „Amen, amen, ich sage euch. *Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen über dem Menschensohn*“ (1,51).

Sogleich öffnet sich auch der Vorhang und mit der Hochzeit zu Kana setzt der Hauptteil des Evangeliums ein. Jetzt sehen die Leser – Szene für Szene – die Herrlichkeit Jesu, wie dort, wo er auftritt, sich über ihm der Himmel auftut.

Am Ende des Bühnenstücks (das Kapitel Joh 21 ist ein Nachtrag) ist es dann Thomas, der die Leser in der Erzählung vertritt. Als der Auferweckte am Abend des ersten Tags der Woche „kommt“ und den Seinen den Frieden zuspricht, ist er *nicht* dabei, wie die Leser. Und als die Zehn dem Thomas später von ihrer Erfahrung erzählen: „*Wir haben den Herrn gesehen!*“ (20,25), zweifelt er, wie auch nicht wenige der Leser zweifeln würden: „*Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht*“ (20,25). Was folgt, kennt jeder. Nach acht Tagen – also wieder an einem später so genannten „Sonntag“ – „kommt“ Jesus ein zweites Mal mit seinem Friedensgruß, um Thomas, der jetzt dabei ist, gesondert anzusprechen. *Den, der zweifelt, würdigt er seiner Gegenwart und weist ihn nicht ab.* Er zeigt ihm seine Wundmale und ermöglicht ihm den Beweis, den er sich als Bedingung seines Glaubens ausbat. Und wie reagiert er?

Auf dem berühmten Gemälde von Caravaggio, das in der Potsdamer Gemäldegalerie zu bewundern ist, beugt Thomas sich tatsächlich zu den Wundmalen hin und nimmt sie wie ein Gerichtsmediziner unter die Lupe – und Jesus lässt es geschehen. Nicht so beim vierten Evangelisten: Thomas scheint sein Ansinnen vergessen zu haben und ruft stattdessen, vom Selbsterweis Jesu überwältigt: „Mein Herr und mein Gott!“ Darauf antwortet ihm dieser – jetzt wieder alle Nachgeborenen im Blick:

„Weil du mich gesehen hast, glaubst Du? Selig, die nicht gesehen haben und doch glauben!“ (Joh 20,29).

Diese Antwort, mit der das Buch eigentlich endet, überrascht. Lässt der Erzähler den Auferweckten am Ende doch ein Plädoyer für einen blinden Glauben halten? Für einen Glauben, der keine Zweifel kennt – nach dem Motto: *Augen zu und durch?*

Nein! Wenn Jesus am Ende des Buches die selig preist, die *nicht* gesehen haben, aber doch glauben, meint er *uns*, die Leser, die *Nachgeborenen*, die *nicht* dabei waren, als er als Offenbarer wirkte und sich nach seinem Tod am Kreuz den Seinen als lebend erwies. Aber wie kommen sie, wie kommen wir, die „den Herrn *nicht* gesehen haben“, zum Glauben?

Genauso wie am Anfang des Buchs Andreas, Petrus und Nathanel durch das Zeugnis derer, die vor ihnen glaubten – und am Ende des Buchs Thomas, den seine Gefährten mit ihrem Zeugnis: „*Wir haben den Herrn gesehen!*“ auf die Spur brachten. Aber wie Nathanel und Thomas Zweifel an ihrem Zeugnis äußerten, so dürfen auch wir mit dem Zeugnis unserer Vorfahren, Eltern und Freunden hadern – wenn wir denn neugierig genug sind, auch unsere *eigenen* Erfahrungen vor Gott zu machen.

Eines steht fest für den Evangelisten: Jede Glaubensbiographie kennt Stufen. Anfangs lasse ich mich ein auf das Wagnis des Glaubens, weil andere, die mir glaubwürdig schienen, es mir vorgelebt haben. Aber dann muss ich selbst den Weg gehen, mündig werden und erfahren, dass der Glaube über die Abgründe meines Lebens trägt. Auch sehne ich mich „nach acht Tagen“, also am „Herrentag“, nach der Gemeinschaft derer, die aus dem Evangelium Worte des Lebens empfangen und sie bedenken. Mit diesen Worten im Herzen vermag ich die Wochen, ja die Jahre, ja mein ganzes Leben in seine Hand zu legen und mit Simon Petrus immer wieder zu stammeln: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt *und erkannt*: Du bist der Heilige Gottes“ (6,68f.).

**Liebe Leserinnen und Leser,**

das Geburtsfest unseres HERRn naht, und so wünsche ich Ihnen zu allererst – nach einer hoffentlich auch zum Innehalten Raum gebenden Adventszeit und unter Hinweis auf meine kleine Betrachtung auf der letzten Seite dieser Ausgabe – von Herzen ein gesegnetes, neue Aufmerksamkeit für das Geheimnis der Inkarnation weckendes Weihnachtsfest.

Diesem Geheimnis widmet sich unter dem Bedenken dessen, wie heute von Offenbarung nicht „routiniert“, sondern im positiven Sinne irritierend zu sprechen ist, der Eröffnungsartikel. Dazu hat wieder einmal **Pfr. Christoph Stender**, Leiter des Mentorats der TH Aachen, die „digitale Feder“ gespitzt.

Als Beitrag zur Eröffnung des Jahres der Barmherzigkeit hat es sich ergeben, den Artikel einer Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Dogmatik der Uni Trier zu veröffentlichen, die ihre Bachelorarbeit über das Barmherzigkeitsverständnis bei Madeleine Delbrêl verfasst hat: **Stephanie Wollmann** aus Merzig.

Ganz aus der Praxis heraus und zur Stärkung der in ihr Tätigen hat **GA Ulrike Peters** aus dem Seelsorgebereich Haan den Wandel vom „Pfarrbüro“ zum „Pastoralbüro“ in den Blick genommen und einen entsprechenden geistlichen Impuls formuliert.

Weihnachten aus der Perspektive der Kunst gerät bei dem Neutestamentler **Pfr. Dr. Axel Hammes** aus Köln und **Dr. Guido Schlimbach**, Mitarbeiter an der Kunststation St. Peter in Köln, in den Fokus. Die vorgestellte Installation aus dem letzten Jahr erweist sich dabei als hautnah am Puls der Zeit, insofern Weihnachten und Flucht erlebbar in einem Kirchenraum zusammengebracht wurden.

Der letzte Beitrag widmet sich dem aktuellen Diskussionsthema Sterbehilfe und gibt biblisch-theologische Argumentationsmöglichkeiten an die Hand. Autor ist **P. Dr. Franziskus Knoll OP** aus Köln, ausgebildeter Gesundheits- und Krankenpfleger, Krankenhausseelsorger und seit diesem Wintersemester Juniorprofessor im Bereich der Pflegewissenschaft an der Uni Vallendar.

Eine anregende Lektüre in adventlicher Zeit wünscht Ihnen von Herzen

Ihr



Gunther Fleischer

# Gott, der von sich reden macht

Offenbarung – also nichts Neues

---

## Offenbar alles gesagt

Ist zu der (erd-) geschichtlich greifbaren Offenbarung Gottes aus christlicher Ansicht nicht schon alles gesagt, geschrieben, komponiert und gesungen worden? Es ist doch anzunehmen, dass abgesehen von der subjektiv erlebbaren Gottesberührung zum Thema der Offenbarung Gottes in dieser Welt Neues nicht mehr zu erwarten ist. Insofern gibt es auch nichts Neues zu berichten, alles schon gesagt! Scherzhaft könnte ich jetzt mit einer durchaus geläufigen Kommunikationsfigur in der katholischen Kirche einwenden: „Ja, es ist schon alles gesagt worden, allerdings nur noch nicht von mir.“

Ernsthaft: Neben nichts Neuem erfahren Sie hier Folgendes auch nicht: z. B. die Komprimierung dessen, was bisher die Welt schon zum Thema Offenbarung gehört hat, noch neue Kurzformeln der Präsenz Gottes aus der Offenbarungsgeschichte heraus formuliert. Auch werden hier keine neuen Erkenntnisse über die Offenbarung Gottes geoffenbart, und schon gar nicht die unterschiedlichen Auffassungen von Offenbarung (in den Weltreligionen) miteinander in einen Dialog geführt. Sodann werden hier auch keine Privatoffenbarungen zum Besten gegeben oder neue Interpretationen des bisher Interpretierten. All das jedoch, was hiermit angekündigt auf den kommenden Seiten nicht zu lesen sein wird, könnte Sie verleiten diesen Artikel zu überschlagen.

## Über die „alte“ Offenbarung neu sprechen

Also, es ist so, dieser Artikel bietet wirklich nichts Neues. Mit diesem Artikel möchte ich nur anregen mit der uns so „vertrauten“ Offenbarung Gottes nicht zu vertraut umzugehen, mit Blick auf sich selbst und im Sprechen darüber. Denn was zu vertraut daherkommt, läuft Gefahr, nur oberflächlich – da gewohnt – Beachtung und Wertschätzung zu finden.

Es ist nicht selbstverständlich dass Gott mit uns Menschen etwas zu tun haben will! Ebenfalls ist es nicht gewöhnlich, dass das Interesse Gottes an uns Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Die Offenbarung Gottes ist in Raum und Zeit geschehen, ein geglaubter wahrer Fakt. Und welche eine Faszination kann von ihm ausgehen.

So lade ich Sie ein, auf dem Hintergrund einfacher Worte über das Alte, das alt Bekannte, die „vertraute“ Offenbarung Gottes neu zu staunen und davon zu sprechen.

Die folgenden Zeilen regen an, von der Offenbarung Gottes nachdenklich und unkonventionell zu sprechen und das in handhabbaren Portionen und leicht weitergebar.

Einfach nur über die Offenbarung und deren persönliche Bedeutung zu sprechen macht deutlich, welch ein Geschenk jene in ihren Händen halten, deren tägliches Handwerkzeug Gott ist. Andererseits kann solch ein Sprechen bei Menschen Interesse wecken, die nicht einmal wissen, wie herum man Gott halten muss.

Somit ist ein Anliegen dieses Artikels schon ins Wort gebracht, nämlich jenes, zu motivieren, über die Offenbarung Gottes in dieser Welt aus der christlichen Erfahrung heraus neu zu sprechen, zu erzählen, „Erfahrungen“ mit dem sich offenbarenden Gott für „uninformierte“ Menschen spürbar werden zu lassen.

Aktuell über die Offenbarung zu sprechen eröffnet aber auch ein neues Lernfeld, da die jüdisch und christlich tradierten Erfahrungen in eine zeitgemäß verständliche

Sprache und Bilderwelt übersetzt werden müssen, ohne sich dabei allerdings sprachlich anzubiedern oder modischer Rhetorik das Wort zu reden.

Wieder neu über die christlich erlebte Offenbarung Gottes in der Welt reflektiert zu sprechen bedarf aber nicht nur der Verständlichkeit zur Verstehbarkeit, sondern auch einer sprachlichen Kraft, die Begeisterung zu wecken fähig ist, zumindest aber – bei Menschen in einer multireligiösen Umgebung – Interesse.

„Ohne die Bedeutung anderer Religionen zu verwerfen, ohne zugleich einem religionstheologischen Pluralismus das Wort zu reden, steht christliche Offenbarungstheologie vor der Aufgabe, die Offenbarung Gottes in der Singularität eines geschichtlichen Ereignisses und der Universalität seiner bleibenden Bedeutung so zu bestimmen, dass sie das in Jesus Christus erschlossene Gottesverhältnis jenseits von Ausschließungsmustern zur Sprache bringt.“<sup>1</sup>

## **Offenbarung offenbart in Portionen**

Kann man heute eigentlich noch „normal“ von der Offenbarung Gottes sprechen. Normal meint: in handlichen Kommunikationsportionen, vielleicht nicht zwischen Tür und Angel, aber doch zwischen Definition mit 10 Zeilen und Buchpublikation von 300 Seiten.

Von der Offenbarung sprechen zum Hausgebrauch, katholisch und trotzdem so, das renommierte Theologen nicht nur Bedauern äußern ob der mangelnden wissenschaftlichen Schärfe.

Gut tut von der Offenbarung so zu sprechen, das man nach ca. 10 Minuten das Gefühl hat, etwas Richtiges von der Spürbarkeit Gottes in der Welt mitgeteilt zu haben, vielleicht sogar staunend Lust auf mehr geweckt zu haben, ohne sich durch ungezählte Fußnoten quälen zu müssen. Das mag nach der Weitergabe von Offenbarung für „Dummies“ klingen. Sei es drum,

wenn Gott auf diesem Weg unter die Leute kommt – auch wenn „nur“ in Portionen – dann ist es doch auch gut.

## **Da steht ein Fragezeichen!**

Der Salzburger Fundamentaltheologe Gregor Maria Hoff versieht den Titel seines 2007 erschienenen „Offenbarungsbuches“ mit einem Fragezeichen: Offenbarung Gottes? Schon in der Einführung unterstreicht Hoff: „Offenbarung lässt sich nicht einfach definieren, weil es sich um ein Geschehen handelt: christlich um die Begegnung mit Jesus von Nazaret, in dem sich Gott menschlich erschließt. Der Begriff von Offenbarung (...) wird von daher bewusst weit angelegt.“<sup>2</sup> Wenige Zeilen weiter könnte das Motiv für das Fragezeichen zu finden sein: „Lässt sich also inmitten vielfältiger Offenbarungserfahrung – versteckter, offen bekannter, missionarisch kommunizierter – von einer, gar der Offenbarung Gottes sprechen? Die Antwort darauf erhält wer dieses Buch liest!“<sup>3</sup>

Werfen wir einen allgemeinen Blick auf das Fragen. Wer ernsthaft fragt, also etwas erfragt, von dem er noch keine Kenntnis hat, aber Kenntnis erlangen will, der stellt sich in einen Zusammenhang zu dem gefragten Subjekt oder erfragten Objekt. Wer fragt, riskiert Antworten, denen verändernde Kraft innewohnt. Beispiel: Zwei Kollegen arbeiten schon lange Hand in Hand. Sie sind bei der Arbeit wechselseitig aufeinander angewiesen. Da stellt unvermittelt einer der beiden die Frage: „Findest du mich eigentlich sympathisch?“ Prompt erntet er aus tiefster Überzeugung die Antwort: „Nein.“ Fragen können „Nicht-Wissen“ in schmerzhaftes Wissen überführen. Besonders glaubensrelevante Fragen setzen die Öffnung für Neues beim Fragenden voraus, der mit der Frage einen Einblick in sein Selbst gewährt und mit der Antwort riskiert, z .B. an sich zu zweifeln oder positiv neue Dimensionen in sich zu erahnen.

Das bedeutet auf die Eingangs gemachte Aussage, hier nichts Neues über die Offen-

barung sagen zu können, dass sich mit der Frage nach der Offenbarung beim Fragenden, weil er fragt, „Neues“ ereignen kann.

## Wie wahr kann Offenbarung sein

Wenn es um die Erfahrung (um die gemachte Erfahrung) von Offenbarung geht, lässt sich dann auch nachvollziehbar differenzieren zwischen wahrer und nicht wahrer Erfahrung? Diese Frage provoziert nicht nur den Dialog unter den Religionen, deren Antwort den möglichen Anspruch relativieren wird, dass nur eine Religion den wahren Gott „hat“, sondern auch den Dialog unter spirituellen Richtungen innerhalb der christlichen Religion.

Was ist wahr bezogen auf die Wahrnehmung Gottes in der Welt. Gönnen wir uns dazu einen (naiven) Blick zum Himmel bei klarer Nacht. Da hängen ganz viele mitunter funkelnde kleine Kügelchen, auch Sterne genannt. Wer hat die da hingehängt? Also ich war es nicht! Wenn Sie es auch nicht waren, dann muss es jemand gewesen sein, der mehr kann als der Mensch vermag, also eine übermenschliche Existenz, die auch Gott genannt werden kann. Aber kann ein Mensch von einer ihm selbst überlegenen Existenz, ohne die Möglichkeit in Betracht zu ziehen sich zu irren, verbindlich etwas Wahres sagen? Wenn der Mensch möglicher Weise über eine über ihn selbst hinausgreifende Existenz nicht umfangreich Auskunft geben kann, dann ist das aber noch nicht gleichbedeutend damit, gar nichts über diese Existenz und sein Sich-Offenbaren sagen zu können.

Zu dieser Frage resümiert in der Auseinandersetzung mit der Schrift des Origenes gegen Celsus Christiana Reemts OSB: „Der Mensch befindet sich in der Situation, dass er Wahrheit sucht, aber nur Wahrscheinlichkeit findet, d.h. das für menschliche Vernunft wahr Erscheinende. Eine letzte Sicherheit, ob dieses wahr Erscheinende auch wahr ist, gibt es nicht. Die Suche nach Wahrscheinlichkeit ist somit die Form, wie

sich der Logos im menschlichen Bereich zeigt. Daher muss auch von der Wahrheit Wahrscheinlichkeit verlangt werden, denn nur so kann sie vom Menschen als Wahrheit erkannt werden. Eine vollkommen unwahrscheinliche Wahrheit ist unerkennbar.“<sup>4</sup>

Die Wahrscheinlichkeit unserer Wahrnehmung der Offenbarung ist nebenbei bemerkt schon mehr als die Schatten an der Höhlenwand im Höhlengleichnis des Sokrates, da sie Anteil hat an der ganzen Wahrheit, die uns in der Wahrscheinlichkeit aufstrahlt.

## Offenbarung in vertrauten Kommunikationsformen

Offenbarung ist ein Geschehen: von Gott ausgehend, den Menschen betreffend.

Die Orte der Offenbarung sind vielfältig: so z. B. der brennende Dornbusch, der erhobene Ort des Berges Tabor oder die Jakobsleiter. „Orte“ der Offenbarung, die durch die Offenbarung zu „Andersorten“ werden, können Träume sein, erscheinende Engel, auftretende Propheten, einfache Stimmen oder Visionen. Die Heilige Schrift verbindet mit der Offenbarung u.a. das Zelt, Bäume, Wohnhäuser, Brunnen, Tore und ähnliche alltägliche Knotenpunkte menschlicher Kommunikation. Die Schöpfung an sich ist Offenbarungsort Gottes wie auch einzelne ihrer Phänomene, z. B. Licht, Blitze oder Strahlen, verhüllende Wolken oder herausragende Naturereignisse. Die „dichteste“ Offenbarung Gottes ist seine Menschwerdung in Jesus Christus, so das christliche Bekenntnis. Aller Offenbarung gemeinsam ist seine Intention: Gott spricht zum Menschen. „Gott öffnet sich, zeigt sich und spricht zur Welt aus freien Stücken.“<sup>5</sup>

Tragend und gleichzeitig relativierend ist die Tatsache, dass die Offenbarung Gottes in Sprache weitergegeben wird. Auch wenn Gott sich z. B. im Traum offenbart, also nicht in Sprache sondern in Bildern (Traumbild), so gibt der Träumende das geträumte Bild erst in Sprache (wenn Sprachfähigkeit

vorliegt) weiter, aus der heraus im Kopf des Zuhörers wieder ein Bild zusammengesetzt werden kann.

Gott bedient sich in seiner Offenbarung der Kommunikationsformen, die der einzelne Mensch (oder eine auserwählte Gruppe) aufgrund seiner Erfahrung aus der ihm zugänglichen zwischenmenschlichen Kommunikation entschlüsseln kann.

Würde Gott in „seiner“ Sprache sprechen, wir würden nichts verstehen; uns „seine“ Bilder zeigen, wir würden nichts entdecken; oder in „seinen“ Symbolen sich uns nähern, wir könnten nichts entschlüsseln.

Gott bedient sich unserer Sprache, Symbole und Bilder, damit Offenbarung von einem Subjekt überhaupt „für wahr genommen“ werden kann.

So schreibt Josef Ratzinger zum Verhältnis von Offenbarung und Subjekt:

„Das Wort bezeichnet den Akt, in dem Gott sich zeigt, nicht das objektivierte Ergebnis dieses Aktes. Und weil es so ist, gehört zum Begriff ‚Offenbarung‘ immer auch das empfangende Subjekt: Wo niemand ‚Offenbarung‘ wahrnimmt, da ist eben keine Offenbarung geschehen, denn da ist nichts offen geworden. Zur Offenbarung gehört vom Begriff selbst her ein Jemand, der ihrer inne wird. [...] wenn es so ist, dann liegt Offenbarung der Schrift voraus und schlägt sich in ihr nieder, ist aber nicht einfach mit ihr identisch. Das aber heißt dann, dass Offenbarung immer größer ist als das bloß Geschriebene. Und das wieder bedeutet, dass es ein reines ‚Sola scriptura‘ (durch die Schrift allein) nicht geben kann, dass zur Schrift das verstehende Subjekt Kirche gehört, womit auch schon der wesentliche Sinn von Überlieferung gegeben ist“<sup>6</sup>

Verdichtet bringt es die 4. Strophe des Kirchenliedes „Ein Haus voll Glorie schauet“ zum Ausdruck in der es heißt: „Seht Gottes Zelt auf Erden! Verborgen ist er da; in menschliche Gebärden bleibt er den Menschen nah...“<sup>7</sup>

## Offenbarung im Bild

Bilder spielen mehr noch in unseren Köpfen eine Rolle als an der Wand. Bilder sind verdichtete Sprache, Erinnerungs- und Wiedererkennungshilfe sowie Instrumente, denen eine Gestaltungskraft innewohnt.

Da das Sprechen von „Etwas“ in unseren Köpfen Bilder entstehen lassen kann, ist eine Folge dieses Phänomens nicht zu unterschätzen, nämlich dass diese aufgrund von Sprache entstandenen Bilder ihrerseits wiederum das weitere Sprechen von diesem „Etwas“ beeinflussen kann.

Wie Gott sich der Kommunikationsformen bedient, die der Mensch verstehen kann, so bedient sich der Mensch seinerseits der ihm vertrauten Kommunikationsformen, um erlebte Offenbarung seiner Umwelt mitteilbar zu machen. Diese Weitergabe geschieht auch in Bildern.<sup>8</sup> Eines der wohl bekanntesten Bilder, in dem Offenbarung im Schöpfungsakt Gottes zum „Ausdruck gebracht“ wird, ist das Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan von Michelangelo Buonarroti.

Letzten Endes allerdings sind alle Bilder, die aus der Betroffenheit durch die Offenbarung Gottes entstanden sind, Bilder aus der Bildlosigkeit.

## „Bilder“ vom abwesenden Gott

Realitäten, die dem Vergessen nicht anheimgestellt wurden, weil sie Bilder z.B. in Köpfen, auf Leinwand, Fotopapier oder im PC hinterließen, lassen aber auch nach der Offenbarung Gottes suchend fragen. So fragen Menschen ansichtig der Bilder von Kriegen, Naturkatastrophen, Konzentrationslagern, verhungerten Menschen oder krankheitsbedingten Einzelschicksalen suchend, warum sich Gott nicht gezeigt hat, warum er zugelassen hat (Theodizee). Solche Bilder, die keinen Raum vorhalten für die Offenbarung Gottes, lassen an der Existenz Gottes und somit an der Möglichkeit seiner Offenbarung zweifeln, und ggf. Gott am Menschen scheitern.

Gott eignet sich zum Sündenbock. Aber trotzdem gilt gerade angesichts schrecklicher Bilder, die grausame Realitäten dokumentieren und tief dem Menschen unter die Haut gehen, für Gott das Wort zu erheben.

Denn „als Offenbarung bezeichnet die Kirche, dass und wie Gott sich in der Schöpfung, in der Geschichte mit seinem Volk und unüberbietbar in Jesus Christus zeigt.“<sup>9</sup>

## Menschwerdung Gottes in einer werdenden Schöpfung

Christus ist das Mensch gewordene Wort Gottes, in dessen Leben dieses Wort (be-)greifbar wurde und wird. Dieses Wort ist ausgestreut in die noch im Prozess seiende Schöpfung - eine Schöpfung, in der unglaubliche Reibungskräfte Energien freisetzen, die zur Katastrophe werden können wie in Erdbeben und Zunamis; eine Schöpfung, in der die Zerbrechlichkeit des Menschen in den Tod führt und, greifbar mitten im Leben in Krankheit und menschlichem Versagen, ver-zweifeln lässt; eine Schöpfung, in der der Mensch Macht über Menschen hat und diese auszunutzen sucht in Kriegen, Terror, Unterdrückung und Missbrauch. In diese Unvollkommenheit seiner Schöpfung ist vor die Füße des Menschen die Zerbrechlichkeit des Kindes gelegt, in der Gott Mensch wurde!

Das klingt simpel, fast banal und ver-tröstend oder vielleicht auch ab-lenkend. Doch es klingt nur so, weil der Mensch dazu neigt, die Geburt eines Kindes verniedlichen zu wollen, anstelle die Klarheit, Radikalität und Schärfe von Geburt auszuhalten, mit der sich Gott offenbar macht, und zwar bis in das Gott entfernteste Empfinden, der Verletzbarkeit und Zerbrechlichkeit.

Denn was mit der handfesten Geburt Jesu beginnt, ist eine neue Basis für Frieden und Gerechtigkeit in einer zerbrechlichen Welt, die Gott uns zu Füßen legt.

(Das ist allerdings keine Entschuldigung für das noch evolutive werden der Welt. Welt ist aber anders nicht zu haben!) In dieser Basis offenbart sich Gott in Jesus Christus als Liebe. Allerdings angesichts dieser Basis offenbart sich auch unser Wille, auf dieser Basis aufzubauen.

Das klingt pragmatisch, wenig poetisch und vor allem klingt das nicht neu. Ja, denn zur Offenbarung Gottes gibt es hier ja nichts Neues zu berichten, eben nur Altes und Vertrautes.

In der Weitergabe, dem Weitererzählen der vom Menschen erfahrenen Offenbarung Gottes aus der Tradition heraus und auch der persönlichen Erfahrung gilt es, ihren Kern zu verdichten: Offenbarung ist Gottes Anrede!

„(...) Die eigentliche Offenbarung Gottes ist »Anrede« (Hebr 1,1-2), Ereignis und Dialog, eröffnet den Menschen dasjenige, was sich nicht durch den Hinweisscharakter des Geschaffenen und durch die Erahnung des unendlichen Geheimnisses ergibt, die innere Wirklichkeit Gottes und sein personales, freies Verhalten zu dem von ihm Geschaffenen.“<sup>10</sup>

Diese Anrede Gottes an uns ist alt, doch in ihrer immer wiederkehrenden Wiederholung neu.

Von dieser (alten) Anrede geht immer wieder neu eine tagesaktuelle Irritation des Alltäglichen aus, vorausgesetzt Offenbarung wird ins Wort gebracht, ein Geschehen, das wiederum Geschichte schreiben kann.

### zwischenraum

niemandsländ. gott. zwischenraum  
in dem wir uns treffen ohne anzukommen  
bildreich. in immer neuen wohnungen  
manche nicht grösser als ein

### ach

*Nach einer alten jüdischen Überlieferung  
hat Israel am Sinai nur einen Knacklaut  
gehört,  
alles andere ist Interpretation<sup>11</sup>*

So lässt sich auch zum Weihnachtsfest 2015 nicht neues sagen. Alles bekannt, schon gehört, längst geschrieben, komponiert und alles natürlich theologisch durchdrungen und wiederum reflektiert.

Doch an einer winzigen Stelle hebt sich ein wenig der bekannte und vertraute „Offenbarungsmantel“ Gottes und lässt etwas Neues den Interessierten erfahren: „Meine alte Anrede Menschen steht aktuell vor dir.“

## Wir, die Erben

Damit verbunden noch eine Aktualisierung des „alten“ mit Blick auf den neuen Geburtstag Jesu:

Die tiefere Botschaft der Offenbarung Gottes ist nach seinem Interesse an uns Menschen die Zusage, als „Erben“ für das Reich Gottes bestimmt zu sein.

Sind Sie daran interessiert, bedeutet diese Zusage etwas für Ihren Alltag, rechnen Sie mit dem Reich Gottes für Sie, vielleicht schon in den nächsten Tagen, Jüngstes Gericht und so ...? Wenn Sie etwas mit dem Reich Gottes zu tun haben wollen, dann ist es für Sie ja vielleicht neu und ungewohnt, laut und vernehmlich in Ihrem Umfeld davon zu erzählen, ganz persönlich. Konnten Sie aber sowieso den Mund bisher nicht halten, dann wiederholen Sie das Altvertraute auch ruhig weiter, getreu dem „Motto“ (Gottes): Rede davon, Altes, nichts Neues!

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Gregor Maria Hoff, *Offenbarung Gottes? Eine theologische Problemgeschichte*. Regensburg 2007, S.12. A.a.O. S.11.
- <sup>2</sup> Ebd.
- <sup>3</sup> Ebd.
- <sup>4</sup> Christiana Reemts OSB, *Vernunftgemäßer Glaube, Die Begründung des Christentums in der Schrift des Origenes gegen Celsus*. Bonn, 1998, S. 213.
- <sup>5</sup> Youcat, *Jugendkatechismus der katholischen Kirche*. München, 2010, S. 16.
- <sup>6</sup> Josef Ratzinger, *Aus meinem Leben. Erinnerungen (1927-1977)*. Stuttgart 1998, S. 84.
- <sup>7</sup> *Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch Ausgabe für die Diözese Aachen*. Aachen, 2013, S. 525.

<sup>8</sup> Beispiele: Giorgio Vasari „Jakobs Traum“, Hans Speckart „Die Bekehrung des Saulus“, Michelangelo Buonarroti „Das Jüngste Gericht“, die „apokalyptische Frau und der Drache, aus der Bamberger Apokalypse, oder das Fresko von Herbert Boeckl „Das springende Lamm Gottes mit den sieben Augen, umgeben von zwei Engeln“ an der Nordwand der Engelkapelle in der Basilika Seckau.

<sup>9</sup> Manfred Becker-Huberti/Ulrich Lota, *Katholisch von A-Z*. Freiburg i. Br. 2009, S. 176.

<sup>10</sup> Herbert Vorgrimler, *Neues Theologische Wörterbuch*. Freiburg i. Br. 2008, S. 464.

<sup>11</sup> Wilhelm Bruners, *Niemandesland Gott*. Innsbruck 2015, S. 39.

## Dank und Willkommen

Vom Sehen und Glauben zum Glauben ohne Sehen möchte das Johannes-Evangelium seine Leserschaft führen. Der Ausleger dieses Vierten Evangeliums, **Prof. Dr. Michael Theobald**, wollte in zwölf Schritten die Leserschaft des Pastoralblatts zum genauen Lesen und von dort zum Lebensvollzug führen. Dies ist ihm in immer neuen Ansätzen profund und anregend gelungen. Dafür danke ich ihm als Schriftleiter im Namen aller Pbl-Lesenden von ganzem Herzen.

Da nach dem letzten Jahresheft 2015 auch schon wieder das nächste Januarheft 2016 ansteht, heiße ich herzlich willkommen **Prof. Dr. Ralf Miggelbrink**, Lehrstuhlinhaber für den Bereich Systematische Theologie an der Universität Duisburg-Essen, verheiratet und Vater von drei Kindern. Sein Jahresthema wird das Geheimnis der Inkarnation sein, das er in 12 Facetten beleuchten will. Herzlich willkommen als Verfasser der Eingangsmeditationen einem Mann, der schon viele Male das Pbl mit Artikeln in großer Bandbreite bereichert hat. Schade, dass das Bistum, zu dem er gehört, mit Beginn des Jahres 2016 aus internen Überlegungen aus dem Kreis der Abonnenten ausscheidet. Danke für die gemeinsame Zeit seit 1958.

# Barmherzigkeit im Verständnis Madeleine Delbrêls

„Was meinst du: Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!“ (Lk 10, 36-37).

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gehört zu den bekanntesten Erzählungen Jesu, die die Menschen aus der Bibel kennen. Doch wie lässt sich sein Aufruf „Geh und handle genauso!“ konkret verstehen? Wie handelt denn ein barmherziger Christ? – Nun, dafür gibt es natürlich keine konkrete Anleitung, vielmehr ist Barmherzigkeit wohl als eine Lebenseinstellung zu verstehen, die sich der jeweiligen Situation anpassen und ständig neu interpretiert werden muss. Die Welt befindet sich in fortlaufendem Wandel, und jede Generation ist neu davon überzeugt, dass ganz besonders *ihre* Zeit einer großen Umbruchbewegung unterworfen sei. Eine Person, die diese Aussage mit Sicherheit treffen dürfte, ist die französische Mystikerin Madeleine Delbrêl (1904–1964), haben doch zahlreiche historische Ereignisse und Geisteshaltungen ihr Leben besonders intensiviert und geprägt: die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich im Jahre 1906 und damit verbunden atheistische Erfahrungen, der Erste und der Zweite Weltkrieg sowie Faschismus und Kommunismus; aber auch Arbeiterpriester und Mission de France, ihr persönlicher sozialer Einsatz gemeinsam mit ihrer *Equipe* und die Anfänge des Zweiten Vatikanischen Konzils. Gerade deswe-

gen, und weil sie uns über ihre zahlreichen schriftlich festgehaltenen Gedanken, die in vielen Texteditionen übersetzt und thematisch geordnet worden sind, an ihrem Innenleben teilhaben lässt, eignet ihr Werk sich besonders gut, um den Gedanken von Barmherzigkeit in einem von Selbstreflexion geprägten, bekehrten und disziplinierten Leben voller Einsatz für die Welt und die Nächsten darzustellen.

Geht man von *Misericordia*, dem lateinischen Wort für Barmherzigkeit, aus, was sich mit „das Herz bei den Armen haben“ übersetzen lässt, und beachtet, dass sich Armut je nach definitorischer Perspektive in verschiedenen Verstehenshorizonten (materielle/geistige/soziale Armut, absolute/relative/strukturelle Armut) ausprägen kann, dann lässt sich Barmherzigkeit insofern definieren, als dass man sein Herz bei denen haben soll, die einen wie auch immer gearteten Mangel an etwas haben. Dieser Mangel kann dann, je nach Definition, verschiedenen Ursprungs sein.

In Madeleine Delbrêls Texten lassen sich drei Subjekte ausmachen, von denen Barmherzigkeit ausgehen kann bzw. bereits ausgegangen ist: Gott, die Menschen und die Kirche. Nach diesen drei Akteuren werde ich den folgenden Text gliedern. Delbrêl hat allerdings in keiner Weise eine Art „Systematik der Barmherzigkeit“ entworfen; der Begriff als solcher fällt eher selten. Dennoch lassen sich verschiedene Gedanken aus ihren Texten nach und nach zu einem Geflecht zusammenknüpfen, das ihre Vorstellungen von Barmherzigkeit klar erscheinen lässt und für die Kirche und die Menschen von heute durchaus inspirierend und wegweisend sein kann.

## 1. Barmherzigkeit in der Vorstellung von Gott

Gott selbst ist bereits seinem Wesen nach barmherzig, dies sieht sie in der Hypostatischen Union begründet: „Gott ist Liebe“. Er ist es, weil er dreieinig ist. In der Dreieinigkeit liegt die Einheit und die Frucht-

barkeit. Von da geht alles aus.“<sup>1</sup> Für Madeleine Delbrêl ist Trinität also Allegorie einer Einheit, die in der Verbundenheit ihrer Personen nach außen hin wirken kann: erst wenn eine Person sich mit einer anderen vereinigt und etwas Drittes Gleichwertiges zwischen ihnen entsteht, ist ein stabiles Gleichgewicht erreicht. Die Liebe kann durch diese evozierte neue Kraft über das Dreigespann hinaus fruchtbar werden, ohne dass, begründet durch die Stabilität der ersten beiden Personen, dieses Gleichgewicht zu Schaden kommen könnte.

Neben abstrakten philosophischen Betrachtungen der Wesenheit Gottes und seiner „unbegreifliche[n] Wirklichkeit“<sup>2</sup>, findet man Gott in ihren Texten aber vor allem als ein personales Gegenüber, das in direkter Beziehung zu den Menschen steht. Indirekt setzt sie sich dabei auch mit hochtheologischen Fragen wie dem Zusammenhang von Freiheit des Menschen auf der einen und dem Willen Gottes auf der anderen Seite, auseinander: „Daß ein allmächtiger Gott, der doch geliebt sein will, seinen Kindern eine Lebensart gäbe, in der sie ihn nicht lieben könnten, ist unausdenkbar.“<sup>3</sup> Der Mensch ist für Delbrêl zwar grundsätzlich frei und muss sich bewusst für den Glauben entscheiden, allerdings ist es in der kontrapunktischen Gott-Mensch-Beziehung bereits angelegt, dass jeder Mensch zu Gott finden kann. Wie Walter Kasper in seiner 2012 erschienenen Monographie zur Barmherzigkeit herausstellt, kann gerade die Freiheit des Menschen als ein Beweis für Gottes Barmherzigkeit angesehen werden: Gott steht dem Menschen nicht etwa diktatorisch, sondern beratend bei und weckt so in diesem ein Verantwortungsgefühl, das den jeweiligen Freiheiten der Mitmenschen ebenfalls Platz lassen will.

Auch in der Frage der Theodizee vermag Madeleine Delbrêl es, ein optimistisches Gottesbild zu zeichnen, das seiner Barmherzigkeit nicht entgegengesetzt werden kann. Sie versteht für den Menschen schwierige Lebenslagen als „Beweise“ unseres Vertrauens und unserer Liebe zu Gott: „Wenn wir ‚an die Liebe glauben‘, beweist

uns Gott, daß er Gott ist, durch die Wege, die er uns gehen lässt, damit wir ihm unsere armselige Liebe beweisen.“<sup>4</sup>

Doch nicht nur in Gegenwart und Zukunft zeigt sich Gottes Barmherzigkeit, auch in der Vergangenheit lassen sich für sie seine barmherzigen Geschenke ausmachen: dies ist zunächst einmal seine Schöpfungskraft, die auch im Jetzt noch wirkt: „Alles Leben, das aus dem Wort, dem immer schöpferischen Wort Gottes geboren wird, ist dynamisch, wächst, entwickelt und bewegt sich, wird fruchtbar. Und es ist für die Ewigkeit bestimmt.“<sup>5</sup>

Das größte Geschenk jedoch, das er der Welt und uns Menschen gemacht hat, ist die Offenbarung durch seinen Sohn in der irdischen Welt, die uns nicht nur das kommende Reich Gottes und somit Gnade in Aussicht stellt, sondern auch jeden einzelnen in seiner Qualität als Mensch aufwertet: „Unser vielgeliebter Bruder Jesus ist weder eine Rasse, noch eine Klasse, noch ein Volk, noch die Welt. Er ist jeder, der auf jeden von uns zukommt, er ist jeder von uns, der auf jeden andern zugeht.“<sup>6</sup> Angesichts unserer problematischen weltpolitischen Lage klingt dieses Zitat erschreckend zeitgemäß.

Madeleine Delbrêls Theologie ist stark christozentrisch geprägt: Erstens versucht sie in allem, was sie tut, nach dem Vorbild Christi zu handeln und orientiert sich dabei an den Werken der Barmherzigkeit: „Es ist Erbarmen mit den Sündern, Erbarmen mit den Kranken, Erbarmen mit denen, die ihre Toten beweinen, Erbarmen mit den Gefangenen, Erbarmen mit allem, was gering ist.“<sup>7</sup> Zweitens konzentriert sie sich darauf, in jedem Nächsten Christus selbst zu erkennen; all ihr Hoffen richtet sich auf seine Erlösung. Sie vertritt also insofern eine positive Kreuzestheologie, als das Kreuz kein Zeichen der Schwäche Gottes, sondern Akt der Barmherzigkeit an den Menschen ist. Dem müssen wir vertrauensvoll antworten, indem wir „die Leiden, Sorgen, Unannehmlichkeiten unseres Menschenlebens aus ganzen Herzen [entgegennehmen].“<sup>8</sup>

## 2. Barmherzigkeit als menschliche Verhaltensweise

Zunächst einmal müssen die gläubigen Menschen die Barmherzigkeit, die Gott ihnen entgegenbringt bzw. bereits gebracht hat, dadurch würdigen, dass sie ihr ganzes Leben auf ihn hin ausrichten: „Gott will, daß unsere Liebe zu ihm nicht nur unsern Geist und unsere Seele erfasse, sondern auch unser Herz und alle unsere Kräfte.“<sup>9</sup> Dazu gehören auch das Gebet und die regelmäßige Eucharistiefeier, um die personale Beziehung zu Gott aufrechtzuerhalten.

Madeleine Delbrêl hat sich mit ihrer *Equipe* im Umgang mit ihren Mitmenschen ganz besonders an der Nachahmung Christi orientiert. Diese kann nur kraft des Heiligen Geistes gelingen, der als Achse in die Welt hinein die Liebe zwischen Gott und seinem Sohn verkörpert: „Einzig der Geist des Herrn macht uns lebendig für die Liebe, handelnd durch die Liebe, fruchtbar aus Liebe.“<sup>10</sup>

Für Delbrêl kann sich zwischenmenschliches barmherziges Verhalten auf unterschiedliche Art und Weise äußern. Grundlegend ist jedenfalls immer das allgemeine Geschwistersein aller Menschen: „Einem Unbekannten nichts von dem verweigern, was wir unserem leiblichen Bruder gäben.“<sup>11</sup> Jeder besitzt kraft der Offenbarung Gottes die gleiche menschliche Würde.

Ihr Bild zwischenmenschlicher Beziehungen ist aber keinesfalls utopisch, sondern sehr realistisch. Sie weiß um die Unvollkommenheit der Menschen und plädiert für eine ausgeprägte Kultur des Verzeihens und Vergebens: „Wer nicht vergessen kann, versteift sich, und solches Versteifen verewigt unsern Bruder in der Haltung, die uns verletzt hat.“<sup>12</sup>

Für die persönliche Entwicklung ist eine beständige Selbstreflexion unabdingbar, um sich selbst in Demut und Bescheidenheit zu üben. Es wäre eine geistige Beeinflussung von Seiten ihres etwas älteren Mitbruders Charles de Foucauld denkbar, wenn sie ihre Mitchristen auffordert, zu

„lernen, mit Frohmut an den letzten Platz gesetzt zu werden – und ihn dabei nicht so zu schmücken, daß er schließlich als der erste erscheint.“<sup>13</sup>

Interessant ist, dass Madeleine, trotz der Überzeugung eines strikten Pazifismus („den Frieden verteidigt man nicht durch Schlachten“<sup>14</sup>), eine indifferente Haltung ablehnt und einen starken Gerechtigkeits-sinn zum Ausdruck bringt, für den man in der Gesellschaft „kämpfen“ sollte. Für Madeleine selbst sind das vor allem der Einsatz für den Erhalt der Arbeiterpriester, die mitten unter den Menschen als Arbeiter ihren priesterlichen Dienst verrichteten; und der Kampf gegen den Nationalsozialismus mit Unterstützung der Aktion der „Ausgestreckten Hand“. Dies zeigt sich auch in ihrem zunächst ambivalenten, später jedoch sehr klaren Verhältnis zum Kommunismus, der in Ivry, in der sie mit ihrer *Equipe* ab den 30er Jahren lebt, vorherrschend ist. Zwischen Christen und Kommunisten herrschte zwar eine große Spannung, dennoch näherte sich Madeleine letzteren an und sympathisierte zunächst sogar mit ihnen: denn nicht etwa die Christen, sondern vielmehr die Kommunisten kämpften für die Gerechtigkeit der Arbeiterklasse. Gleichwohl merkte sie, als sie sich näher mit deren Gedankengut, respektive mit den Schriften Lenins, beschäftigte, dass diese Geisteshaltung nicht mit ihrer christlichen Überzeugung kompatibel sei und verfasste über ihre Erfahrungen und Reflexionen auch eine Monographie mit dem Titel *Ville marxiste, terre de mission* (zu Deutsch: *Christ in einer marxistischen Stadt*).

Denn gerade den Christen spricht Madeleine, entgegen des Gedankens einer katholischen Milieubildung, eine fundamentale und wichtige Rolle im (wenn auch säkularisierten) Gemeinschaftsleben zu: Im Verhältnis zur Welt beschreibt sie die Christen als „elektrische Leitung“: „Sie leiten das weiter, was die Welt weder in sich selbst trägt, noch aus sich selbst hervorbringen kann. Je mehr die Christen für die Welt ‚geladen‘ sind, um so mehr sind sie für die Welt bestimmt. Ihr alltägliches Kreuz be-

steht in der Hoch-Spannung zwischen ihrer eigenen Zugehörigkeit zur Welt und ihrer Berufung, die zwar der Welt innewohnt, aber ihr fremd ist.“<sup>15</sup> Christen stehen in der Spannung zwischen irdischer und göttlicher Welt und dienen als „Leiter“ zwischen beiden. Die christliche Liebe ist zwar nicht von dieser Welt, wirkt aber in ihr und reibt sich auch an ihr. Diese Spannung auszuhalten, wird als „Kreuz“, das wohl gegenwärtig auszuhalten ist, letztendlich jedoch zum Heil führt, bezeichnet. Madeleine Delbrêl motiviert alle Christen dazu, sich selbstbewusst für eine bessere Welt zu engagieren. Das spezifisch Christliche, das den engagierten Christen von einem engagierten Nicht-Christen unterscheidet, ist die Ausbildung des „sanften“ bzw. des „wirklichen“ Herzens. Dieses erwächst aus zwei Quellen: Sanftmut und Demut. Man soll „ehrfürchtig vor dem [sein], was Gott gewirkt hat“<sup>16</sup>. Sanftmut ist allerdings nicht mit Höflichkeit zu verwechseln, die die Wahrheit verschweigt, um einem Konflikt aus dem Weg zu gehen bzw. um das Gegenüber nicht zu verletzen. Madeleine nennt es sogar einen „Mangel an Liebe, das totzuschweigen, was bei anderen wirklich von Übel ist.“<sup>17</sup> Für den barmherzigen christlichen Menschen folgt Einsatz für die Welt also primär aus Nächstenliebe und der Verteidigung der göttlichen Schöpfung.

Wer sich für Madeleine Delbrêls konkrete Vorstellungen eines vorbildhaften Christen interessiert, dem sei das kleine Büchlein „Der kleine Mönch“ empfohlen, dessen Protagonist auf sympathische Art und Weise eine Entwicklung zu einem selbstreflexiven, glaubenden und barmherzigen Leben hin erlebt. Madeleine hat ihr ganzes Leben lang stückchenhaft an diesen Anekdoten geschrieben und mit Sicherheit auch viele biographische Erlebnisse darin verarbeitet.

### **3. Barmherzigkeit als Sakrament der Kirche**

Ein letztes Subjekt der Barmherzigkeit fehlt in diesen Ausführungen noch: die

Kirche als Gemeinschaft aller Gläubigen. Der gegenwärtige, stark gewordene Individualismus trägt dazu bei, dass immer mehr Menschen ihren Glauben ohne die Kirche, quasi „für sich selbst“ leben möchten, frei nach dem (überspitzt formulierten) Motto: „Ich glaube an Gott, doch die Kirche brauche ich dazu nicht“. Madeleine Delbrêl, die selbst nicht immer mit den Handlungen der Amtskirche einverstanden gewesen ist (z.B. mit dem Verbot der Arbeiterpriester), könnte hier zu einem Umdenken anleiten:

Die Kirche als „Leib“ und „Braut“ Christi ist dafür verantwortlich, die Charismen ihrer Glieder optimal zu koordinieren, damit jeder sein Größtmögliches entfalten kann, und als Mittlerin zwischen Gott und den Gläubigen Kraft für die gemeinsame Aufgabe zu spenden: das Reich Gottes auf Erden vorzubereiten, als „Sauerteig“ barmherzig für die Welt zu kämpfen und nicht in stoischer Ruhe alle Übel auszuhalten. Jedem einzelnen Menschen kommt dabei eine eigene, wichtige Aufgabe zu: „Je nachdem eine Zelle zum Blut gehört oder zu einem Nerv oder einem Muskel ..., ist ihre Funktion, ihre Dienstleistung, die Form ihres Austausches verschieden.“<sup>18</sup> Jeder Christ agiert in seinem Handeln stellvertretend für die ganze Kirche. Das bedeutet eine enorme Aufwertung des Individuums in seiner Freiheit, die der Dynamik der Kirche wiederum zugutekommt, „indem die Einzelnen sich nicht voneinander trennen und doch jeder er selbst ist, alle sich gemeinsam anstrengen, damit jeder seinen Gott finde und von ihm gefunden werde“<sup>19</sup>. Die Kirche als Ganze profitiert von dem persönlichen Einsatz ihrer Glieder, auch wenn diese sich manchmal untereinander reiben. Madeleine wertet, visionär für das folgende Zweite Vatikanische Konzil, insbesondere die Rolle der Laien in der Kirche auf.

Als Trägerin der Nächstenliebe ist die Kirche aber auch Tragbalken für Sünde und Schmerz aller Menschen: „Die Kirche ist und bleibt immer eine Gemeinschaft von Sündern. [...] Ich kann weder ‚sie‘ noch ‚ich‘ sagen, sondern nur noch ‚wir‘: Jesus Christus mit den Sündern. Dieses ‚wir‘ zu sagen,

meint Kirche.“<sup>20</sup> Auch Kirche ist nicht frei von Fehlern. Genau wie der einzelne Christ, unterliegt auch sie der ständigen Selbstreflexion und der Ausrichtung auf die Welt, wie sie sich im jeweiligen Augenblick zeigt: „Wenn unser Glaube mit dem heutigen Leben unvereinbar zu sein scheint, dann ist es nicht der richtige Glaube, weil er dann nämlich nicht ist, was er sein sollte, weil er nicht mit der Zeit geht. Der christliche Glaube muß uns zu den Menschen machen, die am besten dem Heute entsprechen.“<sup>21</sup> Madeleine Delbrêl plädiert für eine progressive Kirche – zumindest insofern, dass sie sich für die Welt öffnet und sich nicht aus ihr zurückzieht. Das Evangelium muss immer wieder neu auf unsere aktuellen Konflikte hin befragt und ausgelegt werden. Maßstab bleibt dabei aber immer die Liebe, die „die Gemeinschaft wie ein lebendiges Gewebe [organisiert], dessen Bestand nicht ein für allemal abgeschlossen ist, das sich vielmehr je nach den Bedürfnissen der Mitmenschen immer neu herstellt.“<sup>22</sup>

Ein zu ihrer Zeit und heute immer noch aktuelles Problem der Kirche ist der Atheismus, dessen Überzeugung Madeleine selbst als junge Erwachsene teilte, bevor sie wieder zum Glauben zurückgefunden hat. Vor der Frage, wie mit den atheistischen Strömungen von Seiten der Christen umzugehen sei, zeigt sie keine Angst, sondern sieht diese Konfrontation sogar als Chance für einen tiefergehenden Glauben an. Die Anfechtung des Glaubens beschreibt sie als „chemisches Experiment, das zwei vermischte, aber einander fremde Substanzen zur Scheidung bringt. Um dabei die Ganzheit unseres Glaubens wiederzugewinnen, muß sein volles Gesichtsfeld zurückgewonnen werden. Das ist nicht unmöglich; aber wenn der Wille zur christlichen Verkündigung uns bereits ergriffen hat, so wird sich in uns der Glaube, im Maße als er erprobt wird, in seiner Echtheit erweisen.“<sup>23</sup> Gläubiger und Glaube werden also zunächst einmal durch einen zweifelnden Impuls voneinander getrennt. Der Glaube muss dann bewusst wieder vom Glaubenden eingefangen werden und ist dann ein

stärkerer Glaube, da er geistig fest verankert worden ist. Ihr Umgang mit der atheistischen Umwelt zeigt, dass sie nicht von sich als gläubigem Menschen ausgeht, sondern beim ungläubigen Gegenüber ansetzt. Es geht nicht darum, anderen Menschen lediglich theoretisch den christlichen Glauben näherzubringen; sondern das eigene christliche Leben in all seinen Dimensionen (der persönlichen Innerlichkeit und in der Gesellschaft) ist vielmehr das, worauf der Christ sich konzentrieren sollte: „Unser christliches Leben muß in Taten das werden, was christliches Leben seinem Wesen nach ist: apostolisch.“<sup>24</sup> Wenn man es dabei schafft, Christus im Anderen erfahrbar zu machen, ist dies „ein Postulat der Liebe“<sup>25</sup> und somit barmherzig. Deswegen spielt neben der „Mission in der Weite“ vor allem die „Mission im Gedränge“ eine wichtige Rolle: es kann nicht vordergründig um eine quantitative Verbreitung des Christentums gehen, die der Gefahr der Oberflächlichkeit ausgesetzt ist. Vielmehr sollte die Qualität der Mission eine Rolle spielen: sie wirkt „mitten unter den dicht zusammenwohnenden Menschen, in jener Tiefe, wo der Geist des Menschen die Welt befragt und hin und her schwankt zwischen dem Geheimnis eines Gottes, der ihn klein und arm will, und dem Geheimnis der Welt, das ihn mächtig und groß will“.<sup>26</sup>

## Fazit

Zu Beginn ist Barmherzigkeit dahingehend definiert worden, einen in irgendeiner Art und Weise gearteten Mangel an etwas zu bekämpfen. Madeleine Delbrêl nennt als solche Mängel z.B. materielle Armut, Sinnlosigkeit (im Leben eines Atheisten) oder Egoismus. Als Subjekte der Barmherzigkeit sind Gott, die Menschen und die Kirche herausgestellt worden. Gemeinsam ist ihnen, dass sie die angesprochenen Mängel bekämpfen können bzw. bereits bekämpft haben. Dies geschieht bzw. ist geschehen durch das erlösende Kreuzesopfer Christi und das Opfer der Christen, dies geschieht

ferner in konkreter Nächstenliebe, dies geschieht durch Mission.

Dabei ist der Stellenwert, den die Liebe einnimmt, bemerkenswert: aus ihr geht alles hervor, nach ihr richten sich die Glaubenden und durch sie bekommt das Leben Sinn. Für Madeleine Delbrêl ist sie die kanonische Größe des ganzen Lebens. Ihr Liebesverst andnis ist agapisch, das tatsächliche Wohl des Anderen ist anzustreben. Dabei hilft die Ausbildung eines „wirklichen“, sanften Herzens, das durch vertrauende Öffnung auf Gott und dem Empfangen des Heiligen Geistes mit viel Selbstdisziplin erarbeitet werden kann. Dem einzelnen Christen sowie der Kirche als mystischem Leib kommen die besondere Stellung zu, sich um jene zu sorgen, die göttliche Liebe und das Evangelium noch nicht erfahren haben.

Die Kraft des Glaubens besteht aus dem Dreischritt von Gott/Mensch/Kirche: durch die göttliche Liebe können christliche Menschen in der Kirche als Leib Christi in der Welt wirken. Alle drei Bereiche, die in gleichem Maße unerlässlich sind, hängen eng miteinander zusammen und bündeln sich gemeinsam zu einer mystischen Kraft, die Barmherzigkeit in der Welt sein kann.

Madeleine Delbrêl kann also zu Recht als „Prophetin der Nachkonzilszeit“ und „Pionierin des christlichen Glaubens in einer säkularisierten Welt“ bezeichnet werden. Ihre Reflexionen sind höchst zeitgemäß und können auch für die Kirche von heute inspirierend sein. Barmherzigkeit ist eine große Chance für Kirche und Welt, insbesondere für ein besseres zwischenmenschliches Leben dem Evangelium gemäß – in der Gegenwart und für die Zukunft:

„In diesem Abenteuer der Barmherzigkeit aber sollen wir alles geben, was wir vermögen, bis auf den Rumpf, und sollen auch lachen können, wenn diese Gabe verpatzt ist, verschmutzt und unrein. Aber nicht minder uns staunend verwundern mit Tränen der Dankbarkeit und der Freude, vor dem unerschöpflichen Schatz, der aus Gottes Herz in uns rinnt.“<sup>27</sup>

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> DELBREL, MADELEINE: Frei für Gott. Über Laien-Gemeinschaften in der Welt. Einsiedeln 1976. Übersetzt und herausgegeben von Hans Urs von Balthasar, 82.
- <sup>2</sup> DELBREL, MADELEINE: Leben gegen den Strom. Denkanstöße einer konsequenten Christin. Freiburg u.a. 1992. Übersetzt und herausgegeben von Katja Boehme, 40.
- <sup>3</sup> DELBREL, MADELEINE: Gebet in einem weltlichen Leben. Einsiedeln u.a. 2005. Übersetzt und herausgegeben von Hans Urs von Balthasar, 51.
- <sup>4</sup> Leben gegen den Strom, 72.
- <sup>5</sup> Gebet in einem weltlichen Leben, 27.
- <sup>6</sup> Frei für Gott, 123.
- <sup>7</sup> DELBREL, MADELEINE: Wir Nachbarn der Kommunisten. Diagnosen. Einsiedeln 1975. Übersetzt von Hans Urs von Balthasar. Eingeführt von Jacques Loew, 103.
- <sup>8</sup> Gebet in einem weltlichen Leben, 42.
- <sup>9</sup> Frei für Gott, S.38.
- <sup>10</sup> GEORGENS, OTTO/PAQUE, RITA (Hrsg.): Das Evangelium leben mit Madeleine Delbrêl. Ramstein 22003, 119.
- <sup>11</sup> Frei für Gott, 16.
- <sup>12</sup> Ebd., 58.
- <sup>13</sup> Ebd., 86.
- <sup>14</sup> Gebet in einem weltlichen Leben, 34.
- <sup>15</sup> Leben gegen den Strom, 27.
- <sup>16</sup> Gebet in einem weltlichen Leben, 111.
- <sup>17</sup> Ebd., 101.
- <sup>18</sup> Frei für Gott, 29.
- <sup>19</sup> Ebd., 107.
- <sup>20</sup> Leben gegen den Strom, 139.
- <sup>21</sup> Ebd., 31.
- <sup>22</sup> Frei für Gott, 68.
- <sup>23</sup> Gebet in einem weltlichen Leben, 105.
- <sup>24</sup> Ebd., 97.
- <sup>25</sup> Ebd., 102.
- <sup>26</sup> DELBREL, MADELEINE: Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott. Einsiedeln u.a. 22000. Übersetzt von Ruth Disse u.a. Eingeführt von Katja Boehme, 139.
- <sup>27</sup> Gebet in einem weltlichen Leben, 122.

Ulrike Peters

# „Vom Pfarrbüro zum Pastoralbüro“

Geistlicher Impuls zum Projektstart

*Das Projekt „Neue Wege für Pastoral und Verwaltung“ mit den von Generalvikar Dr. Stefan HeBe (heute Bischof HeBe) formulierten Thesen für die Pastoral<sup>1</sup> gilt es, konkret in den einzelnen Gemeinden vor Ort umzusetzen. Dass dies letztlich nur in einem geistlichen Prozess möglich ist, hat Kardinal Reiner Maria Woelki nicht nur in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief<sup>2</sup> ausgeführt, sondern u. a. im Juni bei der Vollversammlung des Diözesanrates nochmals bekräftigt<sup>3</sup>. Dazu folgendes Praxisbeispiel eines geistlichen Impulses, gehalten anlässlich der ersten Zusammenkunft des Projektteams zum Start eines Qualifizierungsprojektes in der Pfarrei St. Chrysanthus und Daria in Haan:*

Projekt Qualifizierung vom Pfarrbüro zum Pastoralbüro! Das klingt groß! Ich frage mich: Was steckt dahinter? Was kommt da auf mich zu? Wozu soll das gut sein? Wie soll das vor sich gehen? Und manch anderes mehr...

Unser Tätigsein für die Firma „Gott und Sohn“ ist schließlich kein Beruf wie jeder andere. An uns werden andere Ansprüche gestellt als z. B. einen Finanzbeamten oder einen Ingenieur. Vielleicht haben auch wir andere Ansprüche an uns selbst?

Das macht den Alltag nicht einfacher – das wissen wir alle aus täglicher Erfahrung.

Arbeit, die Konzentration erfordert, und gleichzeitig klingelt das Telefon; sich immer wieder in neue PC-Programme einarbeiten; Dinge, die auf den letzten Drücker erledigt werden müssen; oftmals 3 Sachen gleichzeitig machen; „Gemecker“ und Kritik von vielen Seiten anhören – und trotz-

dem freundlich bleiben; mit den Schwächen von Kolleginnen und Kollegen leben; mit den eigenen Fähigkeiten, Begabungen aber auch den Begrenzungen umgehen... WIR sind eben keine Maschinen, die nach bestimmten Vorgaben funktionieren und einen Marktwert haben.

Und: Immer stehen konkrete Menschen hinter dem, was wir tun. Jedes Gespräch, jedes Formular, jeder Datensatz, jede Mail, jeder Brief, jedes Telefonat bringt uns in Kontakt mit einem „Nächsten“. Der Auftrag, den wir als Christen von Jesus hierfür bekommen haben, ist eindeutig: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ (Mk 12,31)!. Ein hoher Anspruch – das wird wohl niemand bestreiten.

Wir Christen haben aber auch die Zusage, dass es im Letzten Gott selbst ist, der auf neuen Wegen vor uns her und immer auch mit uns geht – warum also nicht auch beim Weg „Vom Pfarrbüro zum Pastoralbüro“, und nicht zuletzt auch bei unseren ganz persönlichen Lebensweg?

Der Prophet Jesaja drückt diese Überzeugung in starken Worten aus: „Ich selbst gehe vor dir her und ebne die Berge ein. Ich zertrümmere die bronzenen Tore und zerschlage die eisernen Riegel. Ich gebe dir verborgene Schätze und Reichtümer, die im Dunkel versteckt sind. So sollst du erkennen, dass ich Gott, der Herr bin, der dich bei deinem Namen ruft, ich Israels Gott“ (Jes 45, 2-3).

Vertrauen wir doch auf diese Zusage, wenn wir jetzt gemeinsam das Projekt in Angriff nehmen!! Und so bitten wir nun um den Segen Gottes für ein gutes, geistvolles und gelingendes Miteinander.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Nachzulesen unter [http://www.erzbistum-koeln.de/kirche\\_vor\\_ort/neue-wege/](http://www.erzbistum-koeln.de/kirche_vor_ort/neue-wege/)

<sup>2</sup> Vgl. Reiner Maria Kardinal Woelki, Du sollst ein Segen sein, Köln 2015, S. 4.

<sup>3</sup> <http://www.dioezesanrat.de/aktuelles/aktionen-und-veranstaltungen/aktionen-detailseite/vollversammlung-2015.html>

# Von Gottes Zelten unter uns

Die Weihnachtsbotschaft und das „Basislager/  
Base-Camp“ von Hermann Josef Hack

Der enorme Anstieg der Flüchtlingszahlen hat im zu Ende gehenden Jahr viele Gemüter bewegt. Er wird aber auf unabsehbare Zeit ganz Europa ein wirklich großes Thema vorgeben. Wenn sich die Union aus 28 Staaten ernsthaft als Wertegemeinschaft verstehen will, dann steht ihr Zusammenhalt auf der Basis humanitärer Werte derzeit vor seiner bislang gewaltigsten Bewährungsprobe. Die führenden Vertreter der christlichen Kirchen in unserem Land haben dazu bereits sehr klar Stellung bezogen. In dieser Situation täte eine Besinnung auf die kulturellen Grundlagen des „christlichen Abendlandes“ not, die in die Breite der Gesellschaft reicht. Bescheidene Anstöße dazu will die folgende Reflexion auf ein Kunstprojekt der jüngsten Vergangenheit geben.

„Weihnachtsmesse im Flüchtlingszelt“<sup>1</sup>, so titelte die Kölner Bild Zeitung kurz vor Weihnachten 2014. Mit dieser für das Medium typischen Schlagzeile berichtete das Blatt kurz und knapp über die Kunstaktion „Basislager“ des Siegburger Künstlers Hermann Josef Hack in der Kunst-Station Sankt Peter. Dieser hatte in der Woche vor dem 3. Advent die Kölner Innenstadtkirche, freilich auf Einladung der dort für die Kunst Verantwortlichen, „besetzt“, um auf die Lebensbedingungen der vielen Millionen Menschen weltweit aufmerksam zu machen, die aus den verschiedensten Gründen ihre Heimat verlassen mussten und sich auf der Flucht befinden.<sup>2</sup>



© Dr. Andreas Pohlmann, Köln

Flucht und Vertreibung ziehen sich wie ein roter Faden durch die gesamte Heilige Schrift. Und wo die Bibel auf etwas zu sprechen kommt, was unserem typisch deutschen Begriff von „Heimat“ nahekommt, geht es ihr vor allem um göttliche Verheißung oder um einen fernen Sehnsuchtsort. Denn das auserwählte Volk erkennt die Wurzeln seiner Identität gerade in jenen Stammvätern, die den Aufbruch wagen und umherziehen mussten. Es ist ein Ruf zum Aufbruch an Abraham, der den entscheidenden Neuanfang für die Geschichte Gottes mit den Menschen setzt, als alles wieder in heillosoes Chaos zurückzusinken drohte (vgl. Gen 11,9). Aus „seinem Land“ soll er fortziehen und sich allein der Führung Gottes überlassen auf einem Weg ins absolut Ungewisse (Gen 12,1). Diese Linie setzt sich fort im Blick auf den Erzvater Jakob. Das kleine heilsgeschichtliche Credo

aus dem Buch Deuteronomium beginnt mit den Worten: „Mein Vater war ein heimatloser Aramäer“ (Dtn 26,5).<sup>3</sup> Der Ursprung des auserwählten Volkes liegt in der Fremde, die als theologisches Existential seinen weiteren Weg prägen wird.

Dieses Fremdsein mag in der jüdischen Tradition nicht den breitesten Strom darstellen. Und doch bricht sich das Bewusstsein von ihm an signifikanten Stellen immer wieder Bahn. So schwingen sich Bestimmungen zu den Freijahren in Israel gar zu der kühnen göttlichen Forderung auf: „Und das Land darf nicht unwiderruflich verkauft werden; denn das Land gehört mir, und ihr seid nur Fremde und Beisassen bei mir“ (Lev 25,23). Sicher steht das in einer gewaltigen Spannung zu anderen biblischen Aussagen über das „Erbe der Väter“. Zentral aber ist die Botschaft, dass Israel restlos alles, was seine Identität und Existenz ausmacht, seinem Gott verdankt.<sup>4</sup> Niemals kann sich also Gottes Volk in irgendeiner Art Eigentum fest einrichten in dieser Welt. Auch Christen werden schließlich als dauerhaft „Fremde und Außenseiter“ gegenüber der Welt angesprochen (vgl. 1 Petr 1,1; 2,11).<sup>5</sup> Ihr wahres „Bürgerrecht“ wird im Himmel zu finden sein (Phil 3,20). Muss der sakrale Raum, in dem sich die Gemeinde zur heiligen Handlung versammelt, nicht etwas von alldem widerspiegeln?

Ungleicher konnte die Atmosphäre im Kirchenraum kaum sein: „Im Seitenschiff mahnt das wohlproportionierte spätgotische Rippengewölbe zur Ruhe, während im Mittelschiff ein riesiges, in Graffiti-Manier bunt-bemaltes Zelt aus über 30 großen Planen freiflutend zur Unruhe mahnt.“<sup>6</sup> Trotz dieser provozierten Unruhe vermittelte die raumgreifende Installation den Eindruck, die zahlreichen Besucherinnen und Besucher, die, sei es aus Interesse an der Kunst, sei es aus dem Bedürfnis heraus, hier ein Gebet zu sprechen oder einen Moment Ruhe und Besinnung zu finden, während der Ausstellungszeit und nicht zuletzt zu den Advents- und Weihnachtsgottes-

diensten Sankt Peter aufsuchten, fänden unter den Zeltplanen Schutz.

Der Künstler selbst wies in seiner Konzeption auf den Schutzcharakter eines Kirchenraums hin. „Der klassische Sakralraum bildet seit jeher so etwas wie ein Zelt aus Stein, das Haus Gottes, einen Zufluchtsort. Hier hinein ein großes Zelt zu setzen, will diese Idee unterstreichen und neu erlebbar zu machen.“<sup>7</sup> Mag es für manche bedrückend gewirkt haben, unter den bunt besprühten Planen mit ihrem typischen Geruch zu stehen oder Gottesdienst zu feiern, wollte der Künstler einen Schutzraum erlebbar machen, wo die Begegnung miteinander, mit sich selbst oder Gott möglich sei.

## „Als die Zeit erfüllt war“

Auch die Zeit der Kunstpräsentation war nicht zufällig gewählt. Seit Jahren bemüht man sich in Sankt Peter, anlässlich des „Kölner Krippenwegs“, der bereits in den Adventstagen Weihnachtskrippen an allen möglichen Orten in der Innenstadt präsentiert, mit den Mitteln der Kunst einen Akzent zu setzen, der jenseits der idyllischen und folkloristischen Darstellung des Geschehens den Blick auf das Wesentliche lenkt: Menschwerdung Gottes inmitten der Unbilden der Welt. 2014 fiel die Wahl auf Hermann Josef Hack, der ein „World Climate Refugee Camp“, ein Lager für Klimaflüchtlinge im Miniaturformat, erstmals vor dem UN-Klimasekretariat in Bonn 2007 und zuletzt im Juli 2014 vor dem Leopold-Hoesch-Museum in Düren errichtete.

Bereits 1992 hatte Hack anlässlich der documenta IX in Kassel ein sozialkritisches interaktives Kunstprojekt zur globalen Vernetzung realisiert. Mit seinen Kunstprojekten wie dem „World Climate Refugee Camp“ oder den „Bewohnbaren Bildern“, Notbehausungen in Originalgröße, die aus seinen Bildern entstehen, macht er unentwegt auf die Probleme von Flüchtlingen

aufmerksam und wirbt gemeinsam mit Hilfsorganisationen durch Ausstellungen auf wichtigen öffentlichen Plätzen, etwa vor dem Reichstag und dem Brandenburger Tor in Berlin oder auf der Schildergasse in Köln, für die Bekämpfung der Ursachen.

Jetzt in Sankt Peter identifizierte sich der Künstler mit der Idee der Verunsicherung, ausgerechnet zu Weihnachten, weil sie den Aufbruch beinhalte, der mit dem Beginn des Kirchenjahres verbunden sei. „Nicht Weihnachten steht am Anfang, sondern schon vorher die Zeit der Besinnung und der inneren Einkehr. ... Ohne Advent kein Weihnachten. Das Basislager bietet den Raum für Kontemplation, zugleich für Aufbruch, Unternehmungen, die ein gewisses Risiko bergen.“<sup>8</sup> Ein „Basislager“ bietet bei riskanten Expeditionen eine gewisse räumliche Sicherheit, einen Rückzugsort. Auch dies solle mit der Installation verdeutlicht werden, allerdings nicht losgelöst von der Wirklichkeit draußen. Das „Basislager“ in Sankt Peter sollte gerade auf die aktuellen Nöte derjenigen hinweisen, die der Hilfe am meisten bedürften, der Flüchtlinge, die nach traumatischen Erlebnissen hier nach Deutschland kommen, wo sie zum Teil auf große Hilfsbereitschaft und Verständnis stoßen, aber auch auf Skepsis und unverhohlene Ablehnung.

Heilige Orte, an denen die Nähe der Gottheit in einmaliger Intensität zu erfahren ist, kennen fast alle Religionen. Die Gegenwart des biblischen Gottes inmitten seines Volkes aber streift ihre nomadischen Anfänge niemals ganz ab. Ein Wanderheiligtum zieht dem Volk voran und steht für den Gott, der nicht an einen Ort gebunden ist, sondern in Bewegung bringt, Lebensräume erschließt und dessen erschreckende Heiligkeit sich für die Seinen als zuverlässiger Beistand erweist (vgl. Num 10,35; 14,44). Bundeslade und Zeltheiligtum bleiben auch da noch theologische Bezugspunkte, wo sich die Vorstellung vom Tempel oder Jerusalem als seiner Wohnstätte etabliert hatten (vgl. Ex 26,33f). So bindet die um-

fangreiche Gottesrede von Ex 25-31 die dauerhafte Institution des Kultes an das Einmalige des Wanderheiligtums. Das Sinai-Ereignis begründet damit eine „Relation von Einmaligkeit und Dauer der Präsenz Gottes in Israel“, die einen dynamischen Charakter trägt: Denn Gottes Verweilen in seinem Volk zielt auf das je neue Ereignis lebendiger Begegnung.<sup>9</sup> Der Gott vom Sinai bleibt der Unverfügbare und Überraschende. Er erweist sich auch weiterhin als ein Gott, der sich zuvörderst im Vorüberzug als der Herr meines Lebens zu erfahren gibt (vgl. 1 Kön 19,11-18).

Als König David auf die Idee verfällt, der Lade in Jerusalem einen Tempel zu errichten, tritt Gott ihm mit den Worten des Propheten Natan kraftvoll entgegen: „Du willst mir ein Haus bauen, damit ich darin wohne? ... Nun verkündet dir der Herr, dass der Herr dir ein Haus bauen wird“ (2 Sam 7,5.11b). Die Gottesnähe lässt sich von nichts und niemandem instrumentalisieren. Sie wird frei gewährt, und sie entzieht sich auch wieder. Der Tempel wurde dann in der Tat errichtet, um doch wieder zerstört zu werden. Gott hingegen baut sich ein Haus von ewigem Bestand. Aber die Art seines Wohnens unter uns bleibt den Anfängen treu; sie bevorzugt das Zelten. So nimmt der wahre Thronerbe Davids seinen Weg in die Welt, so wird Gott Mensch: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen (ἐσκήνωσεν)“ (Joh 1,14). Die Gottesgegenwart hat einen leibhaftigen Ort gefunden, der in einem anstößig konkret und doch in seiner vollen Wucht als Manifestation der göttlichen Gegenwart unermesslich bleibt. Gott und Welt erfahren hier eine kühne Zuordnung: „Die Lokalisierung der Gottesgegenwart beugt dem vor, dass von einem überall seienden Gott geträumt wird, dessen Allgegenwart dann unversehens in eine Allabwesenheit umschlägt ... Der Prolog hat es gewagt, Gott zu lokalisieren, und er hat damit die negative Theologie hinter sich gelassen, eine Theologie, die auf die Welt nur im Modus der Verneinung Bezug neh-

men kann, und die deshalb riskiert, es der Welt in ihrem Nein zu Gott viel zu leicht zu machen".<sup>10</sup> Demgegenüber formuliert Johannes ein theologisches Bekenntnis, das die Welt nicht in Ruhe lässt, sondern an ihrer Verslossenheit beständig rüttelt.

### Vom „Basislager Betlehem“ in die „sakrale Transitzone“

Seine Bilder malt Hermann Josef Hack schon lange nicht mehr auf konventionelle Leinwand. Er wählte das Material, aus dem Zelte und Lkw-Planen gemacht werden: Tarpaulin. Für Hack hat dies nicht allein einen ökologischen Aspekt, da er Reste verwertet, die andernfalls vernichtet würden, sondern auch einen politischen. Tarpaulin ist das Material, aus dem die Flüchtlingszelte sind, mit dem sich in den ärmsten Regionen Menschen ihre Unterstände bauen. Diese Planen, auf die er malt, sprüht oder zeichnet, fügt er ortsbezogen zu Zeltinstallationen zusammen. Indem die Gestalt seiner Arbeit aus der Zweidimensionalität des

Wandbilds in die dritte Dimension führt und so den Schutzcharakter des Materials verdeutlicht, erfahren auch seine Bildmotive wie Wortbotschaften, die oft durch Spiegeln oder Verdrehen von Begriffen eine neue Bedeutung erhalten, eine weitere Dimension.

In Sankt Peter griff Hack konkret die Bedeutung des sakralen Raumes auf. Für ihn ist eine Kirche Ort der Heimat und des Aufbruchs, wo Menschen Zuflucht und Hilfe und zugleich Ermutigung und Stärkung für ihren Weg erfahren. Auch wenn ein Flüchtlingslager für viele der Tiefpunkt ihres Lebens sei, ein Basislager enthalte das Notwendigste zum Überleben, böte Schutz und Rüstzeug zum Aufbruch. So richtete der Künstler den Blick nach vorne und verknüpfte die künstlerische Gestaltung mit einer sozialen Perspektive. Mit seinem „Basislager“ wollte Hermann Josef Hack dazu motivieren, Flüchtlingslager als Ausgangspunkte für ein neues hoffnungsvolles Leben zu sehen und uns auffordern, den Flüchtlingen Hilfe, Zuspruch und Gast-



© Dr. Andreas Pohlmann, Köln

freundschaft zu schenken. Seine Vision: Ein Flüchtlingslager als Basislager zum Aufbruch in ein sicheres und von Freunden umgebenes Leben.

Auch die Liturgie in Sankt Peter war in der Advents- und Weihnachtszeit geprägt von der eher drückenden Atmosphäre des Flüchtlingszelts. Während die Gemeinde gewöhnlich unter den Zeltplanen Platz nahm und auf den Altar „unter freiem Himmel“ schaute, rückte in der heiligen Nacht das Geschehen in die Raummitte. Zur Mitternachtsmesse wurde ein tragbarer Altar in das Zelt gestellt, um den sich die Mitfeiernden scharten. Darüber hinaus gelang es der Gemeinde, Flüchtlinge aus Köln im Zelt zu begrüßen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Auch eine Diskussion mit Vertreterinnen und Vertretern aus Kunst, Politik und Hilfsorganisationen stieß auf große Resonanz.

Unser Bild von Weihnachten ist im Wesentlichen geprägt von der bukolischen Idylle, die Lukas nicht zuletzt durch die Engelserscheinung vor den Hirten in seiner Kindheitsgeschichte vordergründig zu zeichnen scheint. Zeitgenössische Leser seines Evangeliums mussten sich dadurch an Bilder erinnern fühlen, die mit der Erwartung eines „Goldenen Zeitalters“ (*auræ aetas*) verbunden waren.<sup>11</sup> Doch stattet der Evangelist zugleich seine Geburtserzählung als subversive Gegengeschichte zur politischen Inszenierung einer großen Zeitenwende unter Augustus und seinen Nachfolgern aus. Die Geburt des Messias zu Betlehem trug sich schließlich nicht im Zentrum der Macht, sondern in einem notdürftigen Provisorium zu. Aus extremem Platzmangel wissen die Eltern nicht so recht, wohin mit dem Neugeborenen (vgl. Lk 2,7). Den Insignien der römischen Macht stehen bei Lukas zwei armselige Zeichen entgegen: „Und das soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gewickelt, in einem Futtertrog liegt“ (Lk 2,12). Die Anfänge des neuen Weltherrschers beschwören also gerade nicht eine urwüchsige Idylle herauf,

sondern werden als Wendepunkt geschildert, der die Aufhebung der bisherigen von Unrecht und Unterdrückung gezeichneten Verhältnisse einleitet. „Was sich durch die Lektüre der lukanischen Geburtsgeschichte verändert, ist nicht – mit den Mitteln gewaltsamer Revolution – die politische Landschaft an sich, sondern – mit den Mitteln der Bewusstseinsbildung – die Einschätzung und Akzeptanz, das Bild der aktuellen römischen Herrschaft“.<sup>12</sup>

Die Weihnachtsbotschaft des Lukas zielt nicht allein auf das Innehalten an einer Oase des wahrhaft Göttlichen im Menschlichen, sie will in Bewegung bringen; sie will dazu inspirieren, die soziale Wirklichkeit zu verändern. Betlehem erscheint bei diesem Evangelisten auch als so ein „Basislager“, das inmitten aller Widrigkeiten den Unerwünschten und Unzeitgemäßen aufnimmt und dadurch zum Ausgangspunkt hoffnungsvoller Anfänge wird. Unsere Kirchenräume sind geschaffen, um diesen Impuls aufzugreifen, um als realsymbolische Transitionen eine größere Hoffnung zu vermitteln und (er-)lebbar zu machen.

Als Student von Joseph Beuys sieht sich Hermann Josef Hack in dessen Tradition als Verfechter eines neuen, um die globale Dimension erweiterten Zugangs zur Sozialen Plastik. Diese Beuys'sche Definition des erweiterten Kunstbegriffs basiert auf der Vorstellung, dass Kunst die Gesellschaft verändern kann. Zusätzlich zum materiell fassbaren Werk schließt Beuys in seiner Auffassung von Kunst das menschliche Handeln mit ein, das die Gesellschaft beeinflusst und formt.<sup>13</sup> In diesem Diskurs sind auch die Aktionen von Hermann Josef Hack zu lesen, der in zahlreichen Ländern, zuletzt im Kontext des UN-Klimagipfels COP 20 in Peru und im Libanon, seine Ideen gemeinsam mit den Menschen vor Ort und in der Öffentlichkeit umsetzt.

Insofern lag es nahe, das Kunstprojekt mit der Unterstützung konkreter sozialer Projekte zugunsten von Menschen auf der

Flucht zu verbinden. Bewusst wurden zwei Aktionen ausgesucht, um die Verantwortung für die Menschen sowohl in Köln und der Region, als auch weltweit zu verdeutlichen. In Zusammenarbeit mit dem Erzbischof Köln und dem Caritasverband sammelten Jugendliche aus Sankt Peter über 150 gebrauchte Fahrräder ein, die, je nach Zustand, von den Spenderinnen und Spendern entweder in eine Fahrradwerkstatt oder sofort in Flüchtlingsunterkünfte gebracht wurden, um die gerade in Köln Angekommenen mobil zu machen, ohne Geld für öffentliche Verkehrsmittel aufwenden zu müssen. Finanziert wurde dies mit Spenden, die während einer Kollekte oder von den Besucherinnen und Besuchern gesammelt wurden. Der restliche wesentlich größere Spendenbetrag ging an eine Initiative von amerikanischen Jesuitenuniversitäten und dem Flüchtlingsdienst der Jesuiten, um Flüchtlingen im Flüchtlingslager Kakuma in Kenia über Internet, E-Mail, Skype und Online-Plattformen den Zugang zu Universitätsbildung zu verschaffen.

## **„Ein Licht zur Enthüllung für die Völker“**

Nach der vielbeachteten Aktion des Kölner Domkapitels, anlässlich einer Demonstration Rechtsradikaler gegen Einwanderung und Flüchtlingsaufnahme in Deutschland die Illumination des Kölner Doms für die Zeit der Demonstration zu löschen, um keine Kulisse hierfür zu bieten, luden Hermann Josef Hack und die Gemeinde Sankt Peter am Fest Mariä Lichtmess, der Darstellung des Herrn, zur Aktion „4000 Lichter für 4000 Flüchtlinge“. In Anlehnung an die aktuelle Zahl der Flüchtlinge in Köln sollte damit ein eindeutiges Signal des Willkommens gesetzt werden. Unter den Klängen der Chorweiler Friedensglocke und beim Verlesen von Texten und Gebeten aus verschiedenen Religionen, entstand im Laufe von drei Stunden ein unüberschaubares Lichtermeer. Besonders erfreulich war, dass neben vielen Kölnerinnen und Kölnern

nicht nur Interessierte aus anderen Städten, sondern auch Flüchtlinge, die in Köln Aufnahme fanden, in Sankt Peter ein Licht entzündeten.

Ein Höhepunkt des Evangeliums für dieses Fest ist das Loblied des Simeon (Lk 2,29-32), das als „*Nunc dimittis*“ zum festen Bestandteil unserer Tagzeitenliturgie geworden ist. Es übersteigt die Perspektive der anderen Hymnen aus der lukanischen Kindheitsgeschichte durch seine universale Weite. „Alle Völker“ sind nun in den Blick genommen (V 31). Sprachlich ist daran von Interesse, dass die Ehrenbezeichnung für das Gottesvolk Israel ( $\lambda\alpha\omicron\varsigma$ ) hier auf die gesamte Menschheit übertragen ist. Während sie noch in dem Vergleichstext Jes 52,10 bloß als Zuschauer bei der Wiederherstellung Israels galten, haben sie im Loblied Simeons zusammen mit Israel vollen Anteil an Gottes Heil. Das Licht des Messias soll auf alle Menschen fallen und sie aufklären, damit sie sich dem wahren Gott anschließen können.<sup>14</sup> Mag auch das „Erstaunen“ der Eltern primär der Universalität gelten, in die Simeons Worte das Heilswirken Jesu stellen<sup>15</sup>, es steht auch uns Nachgeborenen aus den Heidenvölkern gut zu Gesicht. Das leibhaftige Kommen Gottes mitten unter die Menschen kann uns immer nur als etwas total Unerhörtes wirklich erreichen. „Das Staunen ist der Anfang des betroffenen Glaubens, bevor er zum Verstehen durchfindet“.<sup>16</sup>

Manche, die Sankt Peter zur Weihnachtszeit besuchten, weil sie hier eine der zahlreichen Krippen erwarteten, wie sie in den anderen Kölner Kirchen ausgestellt sind, verunsicherte und erstaunte das „Basislager“ von Hermann Josef Hack. Andere fühlten sich tatsächlich in ihrer Behaglichkeit gestört, die sie an Weihnachten in ihrer Pfarrkirche erwarteten. Aber mit der Verbindung der Kunstinstallation mit einer offenen Diskussion über die Lebensbedingungen von Flüchtlingen sowie den Hilfsaktionen der Gemeinde unterschied sich diese Ausstellung von vielen anderen und

setzte damit einen Maßstab, der für die Auseinandersetzung von Kunst und Glaube so wichtig ist.

Eucharistie als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“, wie die Dokumente des Zweiten Vaticanums sie widerholt nennt (vgl. nur SC 10,1; LG 11,1), kann auch durch eine solche Kunstaktion ange-regt werden, wieder mehr zu sich selbst zu finden. Denn ihrem Wesen als Sakrament entspricht es zutiefst, dass wir in ihr den mit seiner leidenschaftlichen Liebe uns zugewandten Gott als Leben schaffende Macht erfahren. Als Erinnerung an die Lebenshingabe Christi lässt sie den Herrn der Kirche in ihrer Mitte gegenwärtig werden. Sie ruft den Geist auf die Gaben herab, damit mit den Gaben auch der versammelte Leib Christi gewandelt werde. Sie stiftet eine Gemeinschaft, die zu befreienden Beziehungen über alle sozialen und kulturellen Schranken hinaus befähigt. „Die ethische Dimension ist die Konsequenz des Sakra-ments, aber sie konstituiert es nicht ... Der Mangel an Ethos kann das Sakrament aber auch zerstören bzw. seiner Wirklichkeit be-rauben“.<sup>17</sup> Indem die Eucharistie das Beste der menschlichen Kultur bewusst und ent-schieden aufgreift, erfüllt sie den Auftrag des Herrn, die Wandlung aller Wirklichkeit in das Geheimnis Gottes sakramental vor-zuzunehmen und sozial voranzubringen.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Michael Bischoff in: Bild, Ausgabe Köln vom 19. Dezember 2014.
- <sup>2</sup> Vgl. hierzu Renate Goldmann/Christian Nitz/Guido Schlimbach, in: Hermann Josef Hack: Basislager/Base Camp, Publikation zur Ausstellung. Köln 2015, 24–28.
- <sup>3</sup> Das hebräische „‘obed“ kann dabei sowohl mit heimatlos „umherirrend“ als auch mit „umkommend“ übersetzt werden. Ursprünglicher dürfte aber die erste Variante sein (vgl. Georg Braulik, Deuteronomium II. 16,18–34,12 [NEB AT 28]. Würzburg 1992, 193).
- <sup>4</sup> Vgl. zur Interpretation von Lev 25,23 Erhard S. Gerstenberger, Das 3. Buch Mose. Leviticus (ATD 6). Göttingen 1993, 349f.

- <sup>5</sup> Ausführlich zu dieser Konzeption Reinhard Feld-meier, Die Christen als Fremde. Die Metapher der Fremde in der antiken Welt, im Urchristentum und im 1. Petrusbrief (WUNT 64). Tübingen 1992, bes. 39–74. Vgl. auch ders., Der erste Brief des Petrus (ThHK 15/I), Leipzig 2005, 10: „Auch wenn die Anrede als ‚Fremde‘ durch die gesellschaftliche Kon-fliktsituation bedingt ist, so wird das Fremdsein der Christen in seinem Wesen dennoch nicht aus dem Widerspruch zur Gesellschaft abgeleitet, sondern aus der Entsprechung zu Gott und der Zugehörig-keit zu seiner neuen Gemeinschaft“.
- <sup>6</sup> Heidrun Wirth, Abfallstücke werden bewohnbare Bilder, in: Kölnische Rundschau vom 19. Dezember 2015.
- <sup>7</sup> Interview von Christoph Schmitz mit Hermann Jo-sef Hack, in: Ders., Basislager 12–21, 14.
- <sup>8</sup> Ebd. 16.
- <sup>9</sup> So Bernd Janowski, Sühne als Heilsgeschehen. Traditions- und religionsgeschichtliche Studie zur priesterschriftlichen Sühnetheologie (WMANT 55). Neukirchen-Vluyn 22000, 306 [im Original kursiv].
- <sup>10</sup> Hans Weder, Ursprung im Unvordenklichen. Eine theologische Auslegung des Johannesprologs (BThSt 70). Neukirchen-Vluyn 2008, 84f.
- <sup>11</sup> Grundlegend dazu Michael Wolter, Die Hirten in der Weihnachtsgeschichte (Lk 2,8–20), in: Kurt Er-lemann u. a. (Hg.), Religionsgeschichte des Neuen Testaments (FS Klaus Berger). Tübingen 2000, 501–517.
- <sup>12</sup> Dies betont gegenüber dem rein literarischen Ansatz von M. Wolter zu Recht Stefan Schreiber, Weihnachtspolitik. Lukas 1–2 und das Goldene Zeitalter (NTOA 82). Göttingen 2009, bes. 63–83; hier 80. Mühevoll, aber kaum überzeugend wird sich an einer theologie-kritischen Dekonstruktion derartiger Züge abgearbeitet bei Michael Wolter, Das Lukasevangelium (HNT 5). Tübingen 2008, bes. 126–130.
- <sup>13</sup> Vgl. Heiner Stachelhaus, Joseph Beuys. Düsseldorf 1996, 79–98.
- <sup>14</sup> So – wie die meisten jüngeren Kommentare – Heinz Schürmann, Das Lukasevangelium. Erster Teil. Kommentar zu Lk 1,1–9,50 (HThK NT III/1). Freiburg i. Br. 1969, 126.
- <sup>15</sup> So etwa Michael Wolter, Lukasevangelium a.a.O. 141, der auch den Unterschied zu Marias Reaktio-nen in Lk 1,38; 2,19 betont.
- <sup>16</sup> Heinz Schürmann, Lukasevangelium a.a.O. 127.
- <sup>17</sup> Welcher Reichtum uns im Laufe der Kirchenges-chichte verloren gegangen ist und wie er wieder-gewonnen werden könnte, beleuchtet die an-regende Studie von Michael Theobald, Eucharistie als Quelle sozialen Handelns. Eine biblisch-frühkirchliche Besinnung (BThSt 77). Neukirchen-Vluyn 2012, bes. 24–83.294–304; hier 296, s. dazu die Rezensi-on von Gunther Fleischer in: Pbl 66 (2013), 127.

# Was ist uns der Mensch wert?

Ein Beitrag zur Sterbehilfedebatte aus der Perspektive von Psalm 8

## Spezifika biblisch-theologischer Anthropologie

Angesichts der Sterbehilfedebatten sind wir Christen angefragt, über unsere „gute“ Gestaltung des Lebens und dessen „würdigen“ Abschluss nachzudenken. Einen wichtigen, argumentativen Bezugspunkt liefert uns dazu die biblisch-theologische Anthropologie. Sie führt zwei elementare Perspektiven zusammen: (1) Die Selbstoffenbarung Gottes, d.h. die Frage nach dem Wesen Gottes. Denn um Aussagen über den Menschen als Geschöpf Gottes zu treffen, muss Anthropologie ergründen, was Gott über sich selbst geoffenbart hat. Insofern erschließen oder implizieren Selbstaussagen Gottes auch Aussagen über den Menschen. Und (2) geht die theologische Anthropologie davon aus, dass der Mensch dazu fähig ist, die personale Selbstmitteilung Gottes aufzunehmen und sich antwortend zu ihr zu verhalten. Darin eingeschlossen sind Fragen der Sinn- und Heilssuche sowie einer guten Lebenspraxis. Als Antwort auf die Frage nach einem erfüllten oder guten Leben kommen theologisch-anthropologischen Aussagen ein gleichrangiger Stellenwert zu wie anderen philosophischen Begründungsansätzen.<sup>1</sup>

Das Besondere einer biblisch-theologischen Anthropologie besteht darin, dass sie den Menschen nicht allein als natürliches, physikalisch-chemisches oder biologisch erklärbares Wesen begreift, sondern im Rückgriff auf Gott, dessen Verhältnis zu den Menschen sowie eine durch die

göttliche Offenbarung inspirierte Selbsterkenntnis.<sup>2</sup> Theologische Anthropologie wird also nicht durch einen Teilaspekt am Menschen oder rein immanent spezifiziert, sondern mit einer weiteren Variablen, d.h. mit Gott verbunden.<sup>3</sup> Theologie kann daher nichts anderes sein als zugleich auch Anthropologie. Dabei ist die Bibel kein neuzeitliches Lehrbuch, welches das Menschsein systematisch entfaltet, sondern vielmehr verkörpert sie eine Textsammlung aus verschiedenen Epochen mit ihren je eigenen, kulturellen und sprachlichen Imprägnierungen.<sup>4</sup> Angesichts der Vielfalt biblischer Aspekte über den Menschen ist darum eine Reduktion geboten. Im Folgenden soll Psalm 8 und dessen Implikationen für das Mensch-Sein resp. dessen Beitrag zur Sterbehilfedebatte genauer untersucht werden.

## Psalm 8 als jüdisch-christlicher Bezugspunkt menschlicher Würde

Nach christlichem Verständnis ist der Mensch nicht nur ein hochkomplexes, biologisches Wesen mit begrenzter Energie und von endlicher Lebensdauer oder ein Kind seiner leiblichen Eltern, sondern vor allem „Person“ in Relation zu Gott. Als Geschöpf und Abbild Gottes ist jeder Einzelne ein Wunschkind Gottes. Oft werden in den Diskussionen zur menschlichen Würde „die eigentümliche Gottesrelation, die kommunikativ geprägte Mitmenschlichkeit, das Vermögen zur Gestaltung der Erde und dasjenige zur Beherrschung der Tierwelt“<sup>5</sup> in Genesis 1 als konstitutive Momente ins Feld geführt, doch die Gottesbildaussage von Gen 1,26 ist zur universalen Begründung menschlicher Würde nicht geeignet. Warum ist das so?

Als funktionale Eigenschaft göttlicher Repräsentanz offenbart der Bezug auf Gen 1,26 eine entscheidende argumentative Schwäche und zwar im Blick auf jene Menschen, denen eine bewusste Gestaltungsfähigkeit und die Ausübung treuhänderischer Herrschergewalt temporär oder dauerhaft

verwehrt bleibt (Stichworte: Koma, Demenz). Welche alternativen Anhaltspunkte lassen sich stattdessen finden?

Biblich existiert jeder Mensch als ein von Gott gewolltes, geschaffenes, geliebtes und freies Wesen. Der Schöpfungsakt begründet ein enges, relationales Verhältnis zwischen Gott und Mensch, und diese Bestimmung zur Gemeinschaft mit Gott ist weder aufhebbar noch verlierbar – sie überdauert selbst den biologischen Tod. Weil Gott also in jedem Menschen als innerer Existenzgrund gegenwärtig ist, kommt jedem Einzelnen eine fundamentale und unantastbare Würde zu. Und genau diese Auffassung findet sich in Psalm 8, der mit seiner Anthropologie als innerbiblisch unbestritten gilt.

- 2a *JHWH, unser Herrscher,*
- 2b *wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde,*
- 2c *welcher deinen himmlischen Glanz widerspiegelt.*
  
- 3a *Aus dem Munde von Kindern und Säuglingen*
- 3b *hast du eine Festung errichtet*
- 3c *um deiner Widersacher willen,*
- 3d *um zum Aufhören zu zwingen Feinde und Rachgierige.*
  
- 4a *Sooft ich schaue deinen Himmel, Werke deiner Finger,*
- 4b *Mond und Sterne, die du an ihrem Platz festgemacht hast,*
  
- 5a *was ist es um das Menschlein, dass du seiner gedenkst,*
- 5b *und um den Adamsohn, dass du (so) für ihn sorgst,*
  
- 6a *und dass du ihn wenig geringer machst als ein Gottwesen*
- 6b *und dass du ihn mit Herrlichkeit und mit Pracht krönst?*
  
- 7a *Du setztest ihn als König ein über die Werker deiner Hände,*
- 7b *alles legtest du unter seine Füße:*

8a *die Schafe und die Rinder insgesamt*

8b *und sogar die wilden Tiere des unbewohnten Landes,*

9a *die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres,*

9b *die Wanderer auf den Wegen der Meere.*

10a *JHWH, unser Herrscher,*

10b *wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde.*

(Übersetzung aus: Zenger, E. (2011): Psalmen. Auslegungen, Bd. 1, 196)

## Der Mensch als relationales Wesen

Es mag für uns heutige Menschen vielleicht etwas ungewohnt klingen, dass Ps 8 nicht die Frage nach dem Individuum in den Mittelpunkt stellt, sondern primär die Einbindung des Menschen als Geschöpf Gottes in die Schöpfung zur Sprache bringt – also den Faktor der „Relationalität“ in vertikaler und horizontaler Ausrichtung herausstellt. Bereits an der Komposition des Psalms wird das deutlich. Die Rahmung – also die Verse 2a und 10 – setzen einen Lobruf Gottes. In den beiden Versen hören wir: „*JHWH, unser Herrscher, / wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde.*“ Hier kommt die Blickrichtung des Beters deutlich zum Vorschein. Die Bewegung geht vom Ich zum Du – zum „Du Gottes“. Zugleich hören wir aus den Versen ein Bekenntnis oder eine Anerkennung göttlicher Herrschaft über die Welt und über den Menschen: „*Herr, unser Herrscher*“ – Gott ist Schöpfer und König. Deutlich erkennen wir hier die bereits angesprochenen Konnotationen zwischen Theologie und Anthropologie: (1) In der Anerkennung der Mächtigkeit des Schöpfers und seiner Herrschaft über die ganze Welt als sein Eigentum und (2) im Wissen des Menschen, selbst (nur) Geschöpf zu sein, der das Gotteslob zum Ausdruck

bringt und die Macht und den Ruhm des Schöpfers staunend bekennt.

Neben dieser Rahmung zeigen sich im Ps 8 zwei große Hauptteile. Den ersten Hauptteil bildet eine Frage, der eine größere Einleitung und Hinführung (V. 2-5) vorausgeht und der zweite Hauptteil besteht in der Beantwortung dieser Frage (V. 6-9). Staunend wendet sich der Mensch in Vers 4 der Schöpfung zu: „*Sooft ich schaue deinen Himmel, Werke deiner Finger, Mond und Sterne, die du an ihrem Platz festgemacht hast.*“ Ein solches Staunen ermöglicht es dem Menschen, über das Faktische, Empirische oder Normale hinaus das Wahrnehmbare auf das Mögliche und Transzendente hin zu befragen, d.h. das vordergründig Gegebene fragend zu überschreiten. Hier wird eine Ahnung von etwas Größerem spürbar – von der Gottesanwesenheit in der Schöpfung und im Geschöpf. Hier zeigt sich die Geist-Dimension des Menschen, „d.h. dass für ihn das in der Welt Vorfindbare nicht der letzte Maßstab ist und er über das Sichtbare, Hörbare und Fühlbare hinaus nach dem fragt, was den Phänomenen zugrunde liegen mag. Rahner zufolge kann der Mensch versuchen, die unheimliche Unendlichkeit, in die er fragend ausgesetzt ist, auf sich beruhen zu lassen; er kann aus der Angst vor dem Unheimlichen sich zu dem Vertrauten und Alltäglichen flüchten; aber die Unendlichkeit, in die er sich ausgesetzt erfährt, durchdringt auch sein alltägliches Tun. Er bleibt grundsätzlich unterwegs. Realitätsbezogen räumt Rahner dabei ein, dass ein Mensch an dieser Transzendenzerfahrung achselzuckend vorbeigehen und sich der Konkretheit seiner Welt, seiner Aufgaben, seinem kategorialen Tun in Raum und Zeit, der Bedienung seines Systems an bestimmten Hebeln und Schaltern seiner Wirklichkeit widmen kann. Den Menschen als Geschöpf und Wesen der Transzendenz zu verstehen, meint aber dennoch eine apriorische Offenheit des Subjekts auf das Sein überhaupt.“<sup>6</sup> Vor diesem Hintergrund folgt in Vers 5 die Grundsatzfrage: „*Was ist es um*

*das Menschlein, dass du seiner gedenkst, und um den Adamsohn, dass du (so) für ihn sorgst.*“ Klar leistet hier der Beter die anthropologische Zuspitzung vor der Folie der bereits bekannten Macht Gottes und dessen Bestimmung als Schöpfer und Herrscher über die Welt. Der Psalmist fragt danach, wer der Mensch eigentlich in seiner Winzigkeit vor Gott und dessen Schöpfermacht überhaupt ist (= Menschlein) oder, um es mit den Worten des Propheten Jesaja zu sagen: „Die Völker sind vor Gott wie ein Nichts (...) Sie sind wie ein Tropfen am Eimer. Sie gelten so viel wie ein Stäubchen auf der Wage, ganze Inseln wiegen nicht mehr als ein Sandkorn“ (vgl. Jes 40,17.15). Zudem weiß der Beter von Ps 8 auch um sein fortwährendes Schuldigerwerden vor Gott (= Adamsohn), um im gleichen Atemzug dennoch den Grund göttlicher Sorge um das Menschlein/den Adamsohn herauszustellen: Gott hat ihn mit Herrlichkeit und Pracht gekrönt (vgl. Ps 8,6). In dieser Metaphorik des Bekrönens geht es nicht nur um Respekt und Anerkennung, sondern um ein unverlierbares Moment des Menschseins, das dem Menschen ganz und gar von Gott zukommt.<sup>7</sup> Solche königstheologischen Elemente werden hier auf alle Menschen bezogen und erfahren dadurch anthropologische Qualität.

Darüber hinaus wird zu Beginn des Psalms ein Weiteres deutlich: „*Aus dem Mund von Kindern und Säuglingen hast du eine Festung errichtet*“, oder – in der Sprache der Einheitsübersetzung: „*Schaffst du dir Lob, / deinen Gegnern zum Trotz; deine Feinde und Widersacher müssen verstummen*“ (Ps 8,3). Hier sind keine schreienden Kinder aus der Tagesstätte oder kreischende Säuglinge im Kreißsaal eines Krankenhauses gemeint, sondern das leidende, verspottete Gottesvolk. Oder mit anderen Worten: Ausgerechnet durch den Mund der Anfälligen, Unfähigen und Machtlosen verschafft sich Gott Präsenz und Respekt gegenüber seinen Feinden und gegenüber solchen Widersachern, die seine Macht bestreiten. „Die textliche Begründung für diesen Vor-

schlag liefern vor allem die Klagelieder. In ihnen wird Zion-Jerusalem als eine Mutter gezeichnet (...), die um ihre ermordeten und verschleppten Kinder trauert und klagt (Klgl 1,16).<sup>8</sup> Damit wird an einer weiteren Stelle von Psalm 8 deutlich, dass die besondere Position und Würde des Einzelnen wiederum aus der heilsamen, von Gott gegebenen Zuwendung und Verbundenheit mit dem Menschen entspringt, die eine von Grund auf verdankte ist und damit deutlich im Bewusstsein hält, dass Rechte und Achtung nicht allein denen zukommen, die sie aktiv einfordern können, sondern eben allen Menschen – besonders jenen, die sozial schwach, krank oder in sonstiger Weise abhängig oder nicht mehr mitteilungs- und handlungsfähig sind. Gerade die Wehrlosen und nicht erst die Menschen mit hohem Status, idealer Kraft und besonderen Fähigkeiten bezeugen die Herrlichkeit Gottes in der Welt. „Nach Ps 8 nimmt sich Jahwe eines jeden einzelnen Menschen an, der doch gegenüber der unendlichen Weite des nächtlichen Himmels klein und verloren scheint.“<sup>9</sup> Damit bietet der Psalm ein theologisch-anthropologisches Argument gegen jede Form menschlicher Erniedrigung, Fremdbestimmung oder Ausgrenzung. Weitere Schützenhilfe findet ein derart gelagertes, relationales Würdekonzept in anderen Psalmen (z.B. Ps 22, Ps 139) oder im Buch Jeremia (z.B. Jer 11,18-22).<sup>10</sup> „Daraus leitet sich ein unveräußerlicher Wert ab, den – wie die Klagen im AT zeigen – selbst der Schöpfer nicht mehr in Frage stellen darf.“<sup>11</sup> Und der Mensch hat seinerseits dem Anspruch der Relationalität dadurch zu entsprechen, dass er ein eignes Handeln an den Tag legt, das gegenüber dem anderen ebenfalls dessen Gotteskindschaft achtet.

## **Christliches Würdeverständnis**

Aus der durch Gott verliehenen Würde entspringt der Gedanke der Unverletzlichkeit oder Unantastbarkeit menschlichen Lebens. Weil die christlich-theologische Anthropologie das Leben eines jeden Men-

schen als Geschenk Gottes betrachtet, das er sich nicht selber gegeben hat, ist das Beenden des Lebens durch eigene Hand oder auf eigenen Wunsch nicht verhandelbar. Nicht umsonst ist das Gebot „Du sollst nicht töten“, bereits im jüdischen Glauben verankert, eine der wichtigen Handlungsmaximen für christlich-ethisches Handeln und zur Begrenzung des eigenen Gewissensspruchs.

Die Katholische Kirche spricht sich daher gegen alle Beihilfen zur Selbsttötung und gegen die aktive Sterbehilfe aus. Die Kirche richtet sich gegen eine staatliche Straffreiheit aller organisierten Hilfen zur Selbsttötung, da solche Formen kranke und alte Menschen unter einen sozialen Druck bringen und ein humanes, freies Sterben gefährden. Vielmehr ist das Leben bis zuletzt zu schützen und ein Sterben in Würde für jeden Menschen zu ermöglichen. Ihm sollen Raum und Zeit zur Ordnung des eigenen Lebens gegeben werden, um den Kreis des Lebens zu schließen. Erlaubt sind daher allein solche Maßnahmen, die die letzte Phase des Lebens erträglicher gestalten. „Dazu gehören Sterbende schmerztherapeutisch zu versorgen, ihnen bestmögliche Pflege zuteilwerden zu lassen und den Tod nicht durch eine Behandlung im Übermaß hinauszuzögern. Auch die seelsorgliche Begleitung ist oft von großer Bedeutung.“<sup>12</sup> Es geht also um eine Förderung und den Ausbau der Palliativversorgung sowie der ambulanten und stationären Hospizarbeit.

## **Bedenke die Folgen – Erfahrungen aus den Niederlanden**

Die Debatten, die bei uns seit 2014 um die Regulierung oder gesetzliche Novellierung zur Sterbehilfe geführt werden, sind für uns Deutsche in dieser Form scheinbar neu, berühren aber Themenbereiche, die wir nach unseren Erfahrungen im Dritten Reich und der dortigen bewussten Tötung von angeblich „unwertem“ Leben eigentlich für beendet glaubten. Diese Einschätzung

wird durch Entwicklungen in den Niederlanden gestützt, die im Blick auf die Themen der assistierten Suizidierung und der aktiven Sterbehilfe, d.h. im Blick auf die Möglichkeit über das eigene Lebensende zu entscheiden, inzwischen auf eine gut dreißigjährige Erfahrungsgeschichte zurückblicken können. Angestoßen wurden die niederländischen Debatten im Jahr 1969 mit einer Veröffentlichung des niederländischen Arztes und Wissenschaftlers Jan Hendrik van den Berg mit dem Titel ‚Medizinische Macht und medizinische Ethik‘.<sup>13</sup> Eine seiner Hauptthesen lautete, dass Ärzte aufhören müssten, ihre Patienten um jeden Preis weiter zu behandeln, denn in manchen Fällen sei der Tod einem Leben an Schläuchen vorzuziehen. Die Technologie müsse in ihre Schranken verwiesen werden und deshalb solle der Arzt zwischen sinnvollem und sinnlosem Leben entscheiden. Demgegenüber arbeitet der Publizist van Loenen heraus, dass die aktive Sterbehilfe der tatsächlichen Selbstbestimmung von kranken und behinderten Menschen mehr schadet als dass sie ihnen nutzt. „Die Offenheit, mit der in den Niederlanden seit etwa 1970 über den Wert des Lebens gesprochen wird, führte anfangs zu dem Plädoyer, Menschen mit sehr ernsten Krankheiten zu ihrem eigenen Besten sterben zu lassen bzw. ihr Leben zu ihrem eigenen Besten zu beenden. (...) In den Achtzigerjahren nahm die Debatte eine liberale Wendung: Nun wurde Selbstbestimmung angestrebt. Die Diskussion bezog sich folgerichtig ausschließlich auf Personen, die im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte über ihr eigenes Leben bzw. ihren Tod entscheiden können. Diese Einschränkung verhalf der aktiven Sterbehilfe und der Beihilfe zum Suizid in den Niederlanden zum Durchbruch. Seither dürfen schwer leidende Menschen um aktive Sterbehilfe oder Beihilfe zur Selbsttötung bitten.“<sup>14</sup> Im Jahr 2001 wurde das entsprechende Gesetz in den Niederlanden verabschiedet. „Der ausdrückliche Wunsch des Betroffenen ist zwar eine Grundbedingung für eine aktive Lebensbeendigung, nicht aber deren Rechtfertigung. Nach der

Rechtsprechung und nach dem Gesetz gibt es Leiden, das so schlimm ist, dass der Arzt es beenden darf, indem er das Leben des Leidenden (ungefragt?, F.K.) beendet.“<sup>15</sup> Streng genommen hat somit nicht der Bürger ein Recht auf aktive Sterbehilfe oder Beihilfe zur Selbsttötung, „sondern allein die Ärzte haben das Recht, der Bitte eines Bürgers um aktive Sterbehilfe oder Beihilfe zur Selbsttötung zu entsprechen, wenn sie glauben, dass ihre Patienten leiden.“<sup>16</sup>

In den Niederlanden zeigt sich inzwischen ein gesellschaftliches Klima, in dem der Lebenswert vieler Personengruppen offen in Frage gestellt wird. Van Loenen spricht dabei über die Unmöglichkeit, die Beendigung von Leben auf Einwilligungsfähige zu beschränken und illustriert seine Beobachtungen am Beispiel unverlangter Sterbehilfe bei Neugeborenen und Demenzerkrankten.<sup>17</sup> „Manche Ärzte sind der Auffassung, dass ein Baby bereits dann ‚aussichtslos und unerträglich‘ leidet, wenn es in seinem *künftigen* Leben wegen seiner Behinderung eingeschränkt sein wird.“<sup>18</sup> Diese ärztliche Definitionshoheit mag ein Hinweis darauf sein, dass es durchaus einen Unterschied machen kann, in welcher Klinik eine Schwangere (zufällig) eingeliefert wird. In anderen Situationen zeigt sich, dass Ärzte und Angehörige weitaus schneller an der Sinnhaftigkeit lebensrettender und lebenserhaltender Maßnahmen zu zweifeln beginnen. Nach der Einschätzung von Loenens hat die Sterbehilfepaxis der Niederlande eine Lawine von Abwegen losgetreten, die anderen Ländern als Mahnung dienen sollte. Denn: „Das niederländische Gesetz zur Regelung der aktiven Sterbehilfe und der Beihilfe zur Selbsttötung regelt ausschließlich die Lebensbeendigung auf Verlangen; in der Praxis allerdings kommt es jährlich in 300 bis 1.000 Fällen zu unverlangten Lebensbeendigungen. Diese Praxis wurde nicht vom Parlament, sondern von den Ärzten ermöglicht, die Gutachten zur Zulässigkeit solcher Maßnahmen verfassten, an denen sich die Richter in ihren Urteilsbegründungen orientierten.“<sup>19</sup>

## Schlussgedanken

### 1. Spannung zwischen Freiheitsrecht, Lebensrecht und politischer Ökonomie

In den Sterbehilfedebatten um die Erlaubnis zur assistierten und/oder aktiven Suizidierung steht die Forderung nach Selbstbestimmung der Betroffenen im Vordergrund (= Freiheitsrecht). Die Problembereiche des Lebensrechts und der politischen Ökonomie werden dabei jedoch öffentlich (noch) nicht angesprochen. Welche Problemfolgen bleiben unartikuliert?

In Gesellschaften, die der Selbstbestimmung und damit dem selbstbestimmten Leben einen hohen Wert beimessen, gibt es Sympathien für eine Gesetzgebung, die ein Sterben auf eigenen Wunsch den Weg ebnet. Aktive Sterbehilfe und die Möglichkeit zur assistierten Suizidierung werden als würdevolle – da selbst gewählte – Form des Sterbens bewertet (= *Freiheitsrecht*). Beobachtungen aus den Niederlanden zeigen dagegen, dass von der Suizidierung nicht nur Personengruppen betroffen sind, die – idealtypisch – bei völlig klarem Verstand sind und sich bewusst für den Tod entscheiden, wobei ihnen ein Arzt dabei behilflich ist. Selbstbestimmung spielt in den Niederlanden eine viel geringere Rolle. Dort steht der Arzt und dessen Straffreiheit im Zentrum gesetzlicher Regelungen, der in ein Dilemma geraten kann, wenn er mit dem objektiven, d. h. aussichtslosen und unerträglichen Leiden des Patienten konfrontiert wird. „Die eigentliche Grundlage für aktive Sterbehilfe und Beihilfe zur Selbsttötung (...) bildet daher nicht Selbstbestimmung, sondern Barmherzigkeit oder Mitleid bzw. (...) das Mitgefühl des Arztes mit seinem leidenden Patienten.“<sup>20</sup> Mitleid ist aber etwas anderes als Selbstbestimmung und atmet zudem paternalistische Züge.

Bei der aktiven Sterbehilfe und assistierten Selbstsuizidierung fokussieren die Debatten den autonomen, vernünftigen Bür-

ger, der sich bewusst und selbstbestimmt für oder gegen eine Sterbehilfe entscheidet. Menschen, die ihren Willen nicht selbst äußern können (z.B. Neugeborene, stark Behinderte oder Demente), aber ein grundrechtlich verbürgtes Recht auf Leben haben (= *Lebensrecht*), finden in den öffentlichen Diskussionen aktuell wenig Beachtung. In den Niederlanden vollziehen sich jedoch die meisten (umstrittenen) Entwicklungen gerade in der Grauzone dieser, nicht einwilligungsfähigen Menschen. Bei den aktuellen Diskussionen und dem Entscheid des Bundestages geht es also langfristig nicht nur um eine Entscheidung für die Tötung auf Verlangen. Das ist die Kehrseite oder Schattenseite der Diskussion um die aktive Sterbehilfe und der (assistierten) Suizidierung. Freiheitsrecht und Lebensrecht treten hier in eine deutliche Spannung zueinander.

Zudem dürfen die Mechanismen und der gesellschaftliche Einfluss der politischen Ökonomie nicht unbedacht bleiben, denn „insbesondere die Freiheitskonzeption des politischen Liberalismus ist nicht zu denken ohne den Zusammenhang zur politischen Ökonomie des 19. Jahrhunderts und zur Entstehung der modernen Märkte. Zweifellos ist die moderne Medizin auch in ihrem Bezug zur gesellschaftlichen bzw. individuellen Finanzierung der verschiedenen Dienstleistungen ökonomisch strukturiert. (...) Wird nun die Patientenautonomie in diesem komplexen System im Sinne des politischen Liberalismus als Freiheitsrecht gefasst, so treten Schutzrechte (...) leicht in den Hintergrund.“<sup>21</sup> Denn: Hier wird der Mensch als Marktteilnehmer oder Konsument ausgelegt und darum Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und Fairness berührt (= *politische Ökonomie*)! Im Klartext meint das, ob eine aktive, vorzeitige Lebensbeendigung vor dem Hintergrund knapper Ressourcen und der finanziellen Belastung für die Sozietät nicht – im wahrsten Sinne des Wortes – letzte „Bürgerpflicht“ jedes Betroffenen sein sollte.

## 2. *Relationalität als Schutzraum*

Insofern Würde mit autonomer Selbstbestimmung gleichgesetzt wird, d.h. Würde erst oder nur dort gegeben ist, wo die Ich-Funktionen aufrecht erhalten sind, wäre das – wie bereits oben erwähnt – für viele Menschengruppen fatal: Für (behinderte) Neugeborene, Demente, psychisch Erkrankte, Schwerkranke oder Sterbende. Aus der Tatsache, dass solche Menschen ein anderes Ich-Bewusstsein haben oder nicht mehr über ihren Körper selbst verfügen können, wird der Schluss gezogen, dass ihr Leben das menschliche Würdekriterium nicht (mehr) erfüllt. Solche Menschen leisten nichts oder nichts mehr, sind im Kontakt schwierig oder entstellt und nehmen vor allen Dingen Pflege, Steuergelder und Leistungen aus dem Sozialversicherungssystem in Anspruch. Was können wir solchen Menschen aber als Christen anbieten? Was gibt ihnen aus theologisch-anthropologischer Perspektive einen unverlierbaren Wert?

Psalm 8 weist darauf hin, dass der Mensch immer Subjekt bleibt – auch im Zerfall und im Leiden! Würde erwächst für den Psalmisten aus der Relation zwischen Gott und Mensch. Auf dieser Grundlage optiert Psalm 8 mit seinem Impuls relationaler Selbstbestimmung für einen Lebensschutz und damit für eine Unverfügbarkeit des Menschen über das Leben an sich. Er votiert für eine Ethik des Schutzraumes und damit für eine unverkürzte Gestaltung des Lebensendes mit palliativer Unterstützung (d.h. gegen die politische Ökonomie). Er wendet sich gegen eine Lebensbeendigung ohne Verlangen, d.h. er schützt Menschen, die sich selbst nicht dazu äußern können, ob sie sterben möchten (= Lebensrecht). Er steht als Anwalt für Neugeborene, Komatöse und Menschen mit geistigen Behinderungen. Für diese Menschengruppen ist die Argumentation einwilligungsfähiger, auf Selbstbestimmung bedachter Menschen zum ‚Sterben in Würde‘ nicht besonders hilfreich (= Freiheitsrecht). Des-

halb kann man die niederländischen Erfahrungen zur aktiven Sterbehilfe und Beihilfe zur Selbsttötung nicht einfach ignorieren. Angesichts dessen muss für Deutschland deutlich werden, welche juristischen Barrieren errichtet werden, um die Erlaubnis zur Lebensbeendigung auf jene Menschen zu begrenzen, welche die christliche Überzeugung nicht teilen und bei denen ein ausdrückliches Verlangen zur Beendigung vorliegt. Ansonsten wird langfristig der soziale und ökonomische Druck für Demenz- und Schwersterkranke massiv steigen. Hier müssen sich Kirche und Seelsorgende klar positionieren! Daher ist das biblische Argument relationaler Selbstbestimmung für einen Schutzraum zum natürlichen und palliativ-begleiteten Sterben unverzichtbar!

## 3. *Seelsorgliches Engagement*

Die christlichen Kirchen sind dazu aufgefordert, ihren Standpunkt des Lebensschutzes im Chor der politischen Diskussionen zu artikulieren und anwaltschaftlich für jene Menschen ihre Stimme zu erheben, die an den Grenzen unserer Gesellschaft leben oder dahin gedrängt werden. In den kirchlichen Einrichtungen sind die palliative Versorgung und ambulanten Hospizdienste auszubauen. Darüber hinaus sollte seelsorgliche Präsenz gerade in den Gesundheits- und Pflegeeinrichtungen nicht zurückgefahren, sondern verstärkt werden, um mit den Betroffenen gemeinsam nach Sinnperspektiven Ausschau zu halten, an ihren Ängste zu arbeiten und sie darin zu unterstützen, auch ihre letzte Lebensphase würdevoll zu erleben und hier mit Gottes Möglichkeiten rechnen zu dürfen.

### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Vgl. Knoll, Franziskus (2015): Mensch bleiben! Zum Stellenwert der Spiritualität in der Pflege. Stuttgart 2015, 133.
- <sup>2</sup> Vgl. Ebd.

- <sup>3</sup> Vgl. Ebd.
- <sup>4</sup> Vgl. Ebd. 135.
- <sup>5</sup> Koch, Klaus: *Imago Dei – Die Würde des Menschen im biblischen Text*. Göttingen 2000, 54.
- <sup>6</sup> Knoll, Franziskus: *Mensch bleiben!*, 171; Vgl. Rahner, Karl: *Grundkurs des Glaubens, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums*. Freiburg 122008, 43.
- <sup>7</sup> Vgl. Frevel, C. (2004): *Eine kleine Theologie der Menschenwürde*, 255. Ps 8 und seine Rezeption im Buch *Ijob*, in: Hossfeld, Frank-Lothar/Schwienhorst-Schönberger, Ludger (Hg.) (2004): *Das Manna fällt auch heute noch. Beiträge zur Geschichte und Theologie des Alten, Ersten Testaments*. FS für Erich Zenger, 244/272.
- <sup>8</sup> Zenger, Erich, *Psalmen I*, Freiburg i. Br. 2011, S. 203.
- <sup>9</sup> Irsinger, H. (1997): *Die Frage nach dem Menschen in Psalm 8*, 37.
- <sup>10</sup> Irsrsigler, Hubert (1997): *Die Frage nach dem Menschen in Psalm 8. Zu Bedeutung und Horizont eines kontroversen Menschenbildes im Alten Testament*, in: ders. (1997): *Vom Adamsohn zum Immanuel. Gastvorträge in Pretoria 1996*. St. Ottlien, 1/48.
- <sup>11</sup> Vgl. Frevel, C.: *Gottesbildlichkeit und Menschenwürde. Freiheit, Geschöpflichkeit und Würde des Menschen nach dem Alten Testament*, in: Wagner, Andreas (Hg.) (2009): *Anthropologische Aufbrüche. Alttestamentliche und interdisziplinäre Zugänge zur historischen Anthropologie*, Göttingen, 255/274, hier: 272.
- <sup>12</sup> Ebd. 273.
- <sup>13</sup> Deutsche Bischofskonferenz, *Sterben in Würde*. Bonn 2014, 2.
- <sup>14</sup> van Loenen, Gerbert (2015), *Das ist doch kein Leben mehr! Warum aktive Sterbehilfe zu Fremdbestimmung führt*. Frankfurt a. Main, 20.
- <sup>15</sup> Ebd. 218.
- <sup>16</sup> Ebd. 219.
- <sup>17</sup> Ebd. 33.
- <sup>18</sup> Vgl. ebd. 219.
- <sup>19</sup> Ebd.
- <sup>20</sup> Ebd. 219f.
- <sup>21</sup> Ebd. 13.
- <sup>22</sup> Haker, Hille (2013), *Patientenautonomie aus katholisch-theologischer Perspektive*, in: Wiesemann, Claudia/Simon, Alfred (Hg.) (2013), *Patientenautonomie*. Münster, 139-153, hier: 141.

## Literaturdienst

**Aloys Butzkamm: Ich sehe Dich in tausend Bildern, Maria. Mariendarstellungen zwischen Tradition und Moderne.** Paderborn 2014, 243 S., ISBN-Nr.: 978-3-8971-0590-4.

Mit seinem, dem Gesang Friedrichs von Hardenberg (Novalis, 1722-1801) übernommenen Titel präsentiert der Verfasser ein klar gegliedertes Buch. Als erstes entfaltet er den Horizont seiner eigenen Marienfrömmigkeit mit ihm persönlich wichtigen Einsichten, Fragen, Anfragen und Klärungsversuchen. So gibt er der Marienverehrung einen persönlich verorteten „Sitz im Leben“ (Gunkel). Dies gilt auch in Bezug auf die Auswahl der präsentierten und gedeuteten 50 Mariendarstellungen. Hier findet der Leser einen Zugang, indem er sich von den großen Kapitelüberschriften leiten lässt: I. Der lange Weg zu Marienbildern (11-14), ergänzt durch einen Exkurs zu Apokryphen Schriften (14 f.); II. Marienfeste im Kirchenjahr (16-147); III. Theologisch begründete Marienbilder (148-221); IV. Marienbilder nach apokryphen Schriften (222-234). Es folgt eine zusammenfassende Schlussbetrachtung (V., 235-237), welche einmündet in das „Gegrüßet seist Du Maria“, Anmerkungen (VI., 238), ein Literaturverzeichnis (VII., 239), Bildfolge und Bildnachweis (VIII, 240 f.) und ein kurzgefasstes Glossar (IX., 242 f.) bilden den Abschluss.

Auch dem „theologisch interessierten Leser“ (77), der die Aloys Butzkamm zur Stützung seiner Argumentation zitierten Autoren nicht zu gewichten vermag, erschließt sich die Meisterschaft des Verfassers dort, wo dieser die Botschaft der vielen Bilddetails erläutert. Durch die „bunte Mischung“ der präsentierten und gedeuteten Mariendarstellungen lädt er dazu ein, die Beschäftigung mit der Gottesmutter, ihrer Berufung, Sendung und der Verortung der Marienverehrung im Glaubensleben der Christenheit auch heute noch als bereichernd zu erfahren.

Bereits durch die Ausdeutung der ersten präsentierten Bilder, in *Sonderheit des Bildes Nr. 5* neugierig gemacht, wird das Auge des Lesers ab dem Bild Nr. 6 darin geschult, in den Mariendarstellungen, – und hier ist der Bogen von Skulpturen über Bilder, Reliefs und Ikonen im Sujet sowie kunstgeschichtlicher und historischer Einordnung sehr weit gespannt –, die Bandbreite und die Facetten in der Auslotung der Persönlichkeit der Gottesmutter zu erfassen.

Aloys Butzkamm hat hier ein Buch vorgelegt, welches das Kirchenjahr begleiten kann. Es verdient immer wieder konsultiert zu werden, wenn Marienfeste daran erinnern, wie tief verwurzelt die Marienfrömmigkeit, die Verehrung der Gottesmutter im christlichen Glauben

bensbewusstsein über die Jahrhunderte hin ist. So ist Aloys Butzkamm ein beredter Zeuge dafür, dass es sich lohnt, immer wieder neu sich dahin führen zu lassen, im oftmals Vertrautem das Neue zu sehen. Was sich der Verfasser vorgenommen hat, ist ihm gelungen: Dies Marienbuch ist ein lohnendes Geschenk nicht nur für den in der Marienfrömmigkeit beheimateten Leser, sondern „für jeden theologisch Interessierten“.

*Wendelin Knoch*

**Walter Wink: Verwandlung der Mächte. Eine Theologie der Gewaltfreiheit. Regensburg 2014, 176 S., ISBN-Nr.: 978-3-7917-2591-8.**

Ich muss gestehen, der Name des methodistischen Exegese-Professors am Union Theological Seminary/ New York, Walter Wink (1935-2012), war mir bis zur Lektüre des zu besprechenden Buches ebenso unbekannt wie das erste Durchblättern der Übersetzung eines bereits 1999 erschienenen Werks Vorbehalte in mir aufkeimen ließ. Doch die Stichworte „Mächte“ und „Gewaltfreiheit“ sowie die die Namen der Herausgeber (Thomas Nauerth/Georg Steins) reichten, mich nicht von einer genaueren Lektüre abhalten zu lassen. Und darüber bin ich froh!

Das Werk, das sich als Summarium einer Trilogie zu den „Mächten“ aus den Jahren 1984-1992 versteht und offensichtlich ein Lebensthema des Autors war, fragt nicht nach einem eigenständigen Wesen der „Dämonen“, sondern der Art und Weise, wie gottwidrige Mächte in dieser Welt vorkommen. Wie man von ihnen spricht, hängt nach Wink zuallererst vom Weltbild ab. In Kürze skizziert Verf. daher biblisch-antikes (in Entsprechungen denkendes), spiritualistisches (weltverneinendes), materialistisches (transzendenzverneinendes) und „theologisches“ (Theologie gegen Naturwissenschaft abgrenzendes) Weltbild, um sodann sein „integratives Weltbild“ vorzustellen: „Das integrierte Weltbild betrachtet den Geist als Mitte eines jeden Geschöpfes. Die innere spirituelle Wirklichkeit ist jedoch untrennbar verbunden mit der äußeren Form, der physischen Erscheinung“ (S. 32). Dieser Zusammenhang von Außen- und Innenseite gilt nicht nur für die Geschöpfe, sondern ganz besonders für Institutionen und Systeme: „Wir könnten uns zum Beispiel ‚Dämonen‘ als die tatsächliche spirituelle Realität von Systemen und Strukturen vorstellen, die ihre göttliche Berufung verraten haben“ (37). Mit diesem system- und strukturanalytischen Ansatz nimmt Walter Wink alles unter die Lupe und verzahnt sich vor jeder Vereinnahmung. Für einen Amerikaner völlig ungewöhnlich nimmt er etwa die Politik seines Landes genauso

kritisch ins Visier wie er auch die Lehre der Kirche vom „gerechten Krieg“ als vor der Hl. Schrift nicht bestehend auseinander nimmt. Überall findet er Spuren einer Verfallenheit in den „Mythos der erlösenden Gewalt“, die dem biblischen Erlösungszeugnis massiv widerspricht. Diesem Mythos ist - mit Beispielen veranschaulichend - das zweite Kapitel gewidmet, um dann „Die Antwort Jesu auf das Herrschaftssystem“ unter verschiedenen Aspekten folgen zu lassen. An einem winzigen Beispiel zeigt sich bereits hier - wie dann auch noch im übernächsten Kapitel zur gewaltfreien Praxis Jesu -, wie hilfreich der exegetische Blick sein kann. Das „klassische“ Gegenargument gegen die völlige Gewaltlosigkeit Jesu, nämlich die Tempelaustreibung der Händler mit einer Peitsche (Joh 2,15), wird mit der einfachen Beobachtung dekonstruiert, dass der griechische Text die Peitsche allein dem Vieh zuordnet (68). Die Kontrolle im Joh-Kommentar von M. Theobald im Regensburger Neues Testament gibt Bestätigung: „... und er machte eine Peitsche aus Stricken und trieb alle(s) aus dem Heiligtum hinaus: die Schafe wie die Rinder ...“ (a.a. O., 223). Kap. 4 entwickelt eine gewaltdurchbrechende Kreuzestheologie, Kap. 5 zeigt an konkreten Beispielen, dass der „dritte Weg“ Jesu weder Gewalttätigkeit noch Passivität, sondern „aktive Gewaltlosigkeit“ im Sinne der Irritation bedeutet, durch welche die Gewalttätigen unter Umständen aus der Bahn ihrer Gewalt-Logik geworfen werden. Diese nicht gewalttätige Praxis wird noch mehrfach als Kriterium von anzutreffenden Sichtweisen und Handlungen aus der großen Politik wie auch aus dem Alltag durchbuchstabiert (Kap. 7-9). Am Ende geht es ums Beten (Kap. 10). Hier zeigt sich der äußerst durchdachte Ansatz Walter Winks, indem er das Gebet in seiner Funktion den eingangs vorgestellten Weltbildern zuordnet, in denen es eine jeweils andere einnimmt. Für das „integrative Weltbild“ gilt: „Nach diesem Weltbild ist das ganze Universum ein einziges, geistig-materielles Ereignis ... Die Fürbitte ist eine völlig rationale Antwort auf eine solche Welt“ (154).

Zwei Gedanken haben mich besonders zum Nachdenken angeregt: (1) „In Wahrheit wirkt Gewaltfreiheit im Allgemeinen da, wo Gewalt wirkt, und wo sie fehlschlägt, würde meist auch Gewalt misslingen“ (136). (2) „Es gibt auch einfach tragische Situationen, in denen nichts, was wir uns vorstellen können, helfen mag. In solchen Situationen sind sowohl Gewaltfreie wie auch Gewaltbereite gezwungen, die Qual ihrer Bedeutungslosigkeit zu ertragen und möglicherweise zu den Opfern zu zählen“ (132).

Ein in seiner Kombination aus konsequenter Theologie und Verknüpfung mit einer zu verändernden Lebenspraxis irritierendes Buch - wenn man es ernst nimmt. Sein Autor hat es durchaus verdient.

*Gunther Fleischer*

## *O Adonai*

*Der Allherr  
als Wickelkind.  
Existenz im Widerspruch.  
In ihm  
liegt Gottes  
Wider-Wort  
- Logos im Fleisch -  
gegen alle Herrschaft,  
die Kinder und Eltern,  
Junge und Alte  
hungern  
fliehen  
und sterben  
lässt.  
Der Allherr  
flieht nicht  
diese Welt.  
Mitten in ihr  
erhebt er aus der Krippe  
wie am Kreuz  
den Schrei seiner Stimme,  
da Kummer und Harm  
noch lange nicht  
schweigen.*

(Gunther Fleischer)

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E